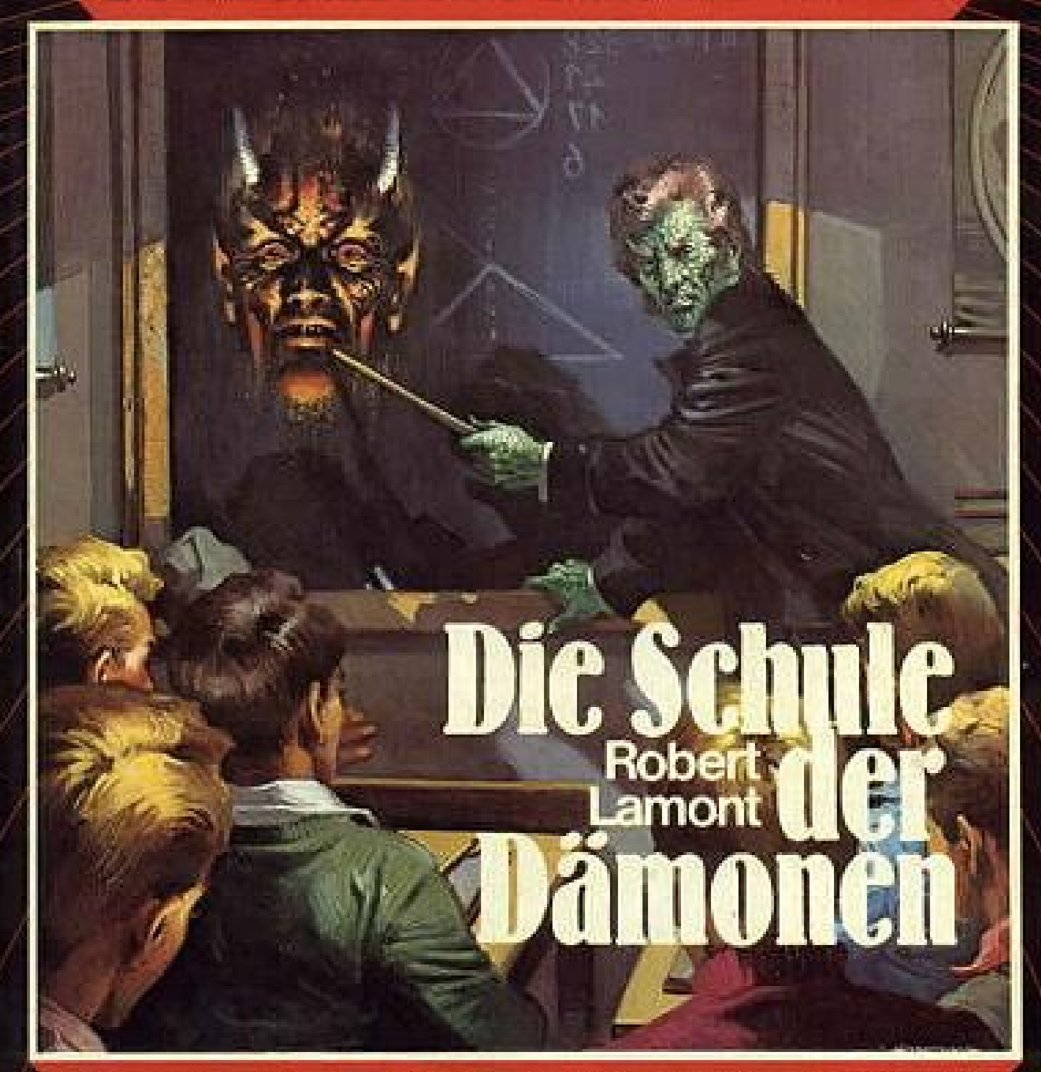
1,20 DM / Band 100
Schweiz Fr 1,50 / Österr. S 9,-

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Belgien/Luxemb. F 20 / Frankr. F 3,80 / Italien L 500 / Niederl. f 1,50 / Schweden kr 3,50 Lm. / Spanien P 60



Die Schule der Dämonen

Professor Zamorra Nr. 100

von Hans Wolf Sommer

erschienen am 18.04.1978

Titelbild von Vicente

Die Schule der Dämonen

Limaux…

Eine kleine Stadt an der Marne, mitten im Weinbaugebiet der Champagne. Ein Städtchen mit schmucken, sauberen Häusern, arbeitsamen, ordentlichen Menschen und einer durchschnittlichen Zahl von Haustieren. Ein Ort wie viele andere — auf den ersten Blick. Wenn man Jedoch ganz genau hinsah…

André d'Avallon hatte genau hingesehen.

Zu genau!

Und nun lief er, lief um sein Leben. Er hatte ihre Aufmerksamkeit erregt. Jetzt waren sie hinter ihm her.

Noch einen Häuserblock, dann hatte er seinen am Ortseingang geparkten Wagen erreicht. Schweißnaß, mit pfeifendem Atem preschte er die regennasse Straße entlang. Das Licht der Straßenlaternen wies ihm den Weg.

Immer wieder warf er gehetzte Blicke über die Schulter zurück. Ab und zu sah er Passanten, die ihren Schritt verhielten und ihm verwundert nachstarrten. Arme, ahnungslose Tröpfe, die nicht wußten, daß das Grauen unter ihnen weilte. Von seinen Verfolgern konnte er im Augenblick keinen ausmachen. Aber das wollte gar nichts besagen. Er war sich völlig im klaren darüber, daß sie Mittel und Wege kannten, sich an seine Fersen zu heften, von denen er nicht einmal etwas ahnte.

D'Avallon bog um die Ecke. Hundert Meter jetzt noch bis zu seinem Wagen. Sein Herz hämmerte wie ein Preßluftbohrer, als er die Hauptdurchfahrtsstraße hinunterrannte.

Noch fünfzig Meter…

Schon konnte er seinen Siinca durch den Regenvorhang am Straßenrand sehen. Und zu seinem größten Entsetzen konnte er noch etwas anderes sehen: Unmittelbar neben dem Simca standen zwei der Schrecklichen!

Als sei er voll gegen eine solide Mauer geprallt, blieb d'Avallon stehen. Seine schreckhaft geweiteten Augen fraßen sich an den Unholden fest.

Fürchterlich sahen sie aus, wie gestaltgewordene Manifestationen eines Alptraums. Größer und breiter als ein Mensch, mit Armen wie Dreschflegel und Beinen wie Betonpfeiler. Ihre massigen, mit schleimigen Schuppen besetzten Körper leuchteten in giftigen, grellen Farben. Und dann die entsetzlichen Schädel! Der eine hatte den Kopf eines riesigen, mißgestalteten Geiers. Aus dem grausam gebogenen Schnabel quoll blutroter Dampf hervor, und die unsagbar tückischen Augen sprühten Blitze. Der andere hatte drei Köpfe, Schlangenköpfe wie eine Hydra. Drei gespaltene Zungen zuckten aus zähnestarrenden Mäulern, neun lidlose Augen erglühten in unheiligem Feuer.

Für zwei, drei lange Sekunden war André d'Avallon wie gelähmt. Dann kam wieder Bewegung in ihn. Wenn er den Scheusalen nicht direkt in die mörderischen Klauen fallen wollte, mußte er den Simca verloren geben. Er brauchte ein anderes Auto, um damit fliehen zu können.

Seine Blicke flogen nach links, flogen nach rechts. Drüben auf der anderen Straßenseite lag ein Kino, daneben der zugehörige Parkplatz. Wenn er nur ein bißchen Glück hatte…

D'Avallon zögerte nicht länger, hetzte mit weiten Sätzen über die Fahrbahn. Dabei wäre er beinahe in einen entgegenkommenden Peugeot hineingelaufen. Dann war er drüben, zwischen den abgestellten Autos.

Niemals zuvor hatte er etwas gestohlen. Jetzt aber mußte er vom Pfad der Tugend abweichen. Und er hatte nicht einmal Gewissensbisse dabei. Es ging um sein Leben.

Er lief die Reihen der geparkten Fahrzeuge entlang, streckte dabei die Hand nach den Türgriffen aus. Der vierte Wagen, ein dunkelblauer Opel Commodore, war nicht abgeschlossen. D'Avallon riß die Tür auf. Für einen Augenblick schlug sein rasendes Herz noch etwas schneller. Der Schlüssel steckte.

Bevor sich d'Avallon auf den Fahrersitz warf, jagte er noch einen furchterfüllten Blick die Straße hinunter. Die Unholde warteten nicht mehr neben, seinem Simca. Sie näherten sich ihm, waren keine fünfzig

Meter mehr entfernt.
D'Avallon stürzte in den Wagen, schlug die Tür hinter sich zu. Schon drehte er den Zündschlüssel herum. Beim zweiten Versuch kam der Motor. D'Avallon legte den Rückwärtsgang ein, gab Gas. Der Commodore schoß zurück. Eine geschickte Lenkradbewegung, und er stand gleich in der richtigen Fahrtstellung.
Da kamen die Scheusale. Ihre dämonischen Augen versprachen Tod und Verderben. Nur noch wenige Meter, dann waren sie heran.
Kupplung, erster Gang, Vollgas. Wie ein Rennpferd beim Start sprang der Commodore nach vorne. D'Avallon trat das Pedal durch, bis der Motor gequält aufröhrte. Der Wagen jagte an den Unholden vorbei, jagte weiter. Ein schneller Blick in den Rückspiegel verriet d'Avallon, daß sie zurückblieben. Schon gewann er einen Vorsprung. Zwanzig Meter, fünfzig, hundert…
Sollte er es wirklich schaffen, ihnen zu entkommen? Er hatte es nicht mehr für möglich gehalten.
Und doch sah es jetzt so aus. Ständig beschleunigend brauste d'Avallon die Straße entlang. Er scherte sich den Teufel um Geschwindigkeitsbegrenzungen, nahm auch keine Rücksicht darauf, daß er andere Autofahrer zu riskanten Manövern veranlaßte, um einen Zusammenstoß mit ihm zu vermeiden. Er wollte nur eins: weg, weg aus dieser Stadt, in der das Grauen zu Hause war.
Es gelang ihm. Bald lag die freie Landstraße vor ihm. Die letzten Häuser von Limaux verschwanden aus dem Blickfeld des Rückspiegels. Aber d'Avallon dachte nicht daran, schon jetzt erleichtert aufzuatmen. Er war noch lange nicht in Sicherheit. Die Unholde würden alle ihre höllischen Möglichkeiten ausspielen, ihn doch noch einzufangen.
Mit unvermindertem Tempo trieb d'Avallon den Commodore vorwärts. Die Fahrbahn war regennaß und glitschig. Mehr als einmal geriet er in Gefahr, aus einer Kurve zu fliegen und gegen einen der Bäume zu prallen, die die Straße säumten. Aber das schreckte ihn nicht. Ein tödlicher Unfall war vermutlich um ein Vielfaches angenehmer als das, was ihn erwartete, wenn die Unholde ihn erwischten.
Limaux blieb immer weiter zurück. D'Avallon überfuhr die Marne, durchquerte mehrere Dörfer, näherte sich schließlich den Außenbezirken der Champagnermetropole Epernay. Verfolger hatte er bisher nicht gesichtet.
Langsam fing er jetzt doch an, an seine Rettung zu glauben. Vor Minuten noch hätte er keinen Sou für sein Leben gegeben. Nun aber stiegen seine Chancen mit jedem Meter, den der Commodore zurücklegte.
Und langsam traten auch Gedanken in sein Bewußtsein, die sich nicht nur um sein persönliches Überleben und Wohlergehen drehten.

Es ging nicht nur um ihn. Es ging um das ganze Département Marne, um ganz Frankreich, um… die ganze Welt. Das Fürchterliche, das sich in Limaux ausgebreitet hatte, würde um sich greifen wie ein tödlicher Virus, wie eine mörderische Seuche. Er war der erste, der einzige, der dem Schrecklichen auf die Spur gekommen war. Es war seine Pflicht und Schuldigkeit, die Welt zu warnen.

D'Avallon wußte auch schon, bei wem seine Warnung am besten aufgehoben war. Er kannte da einen Mann, der über einschlägige Erfahrungen verfügte. Diesen Mann mußte er schnellstens von den entsetzlichen Geschehnissen in Limaux in Kenntnis setzen.

Schnellstens? Nein, sofort. Wenn die Unholde ihn doch noch in ihre Klauen bekamen…

Alles in ihm drängte danach, weiterzufahren, immer weiterzufahren, einen möglichst großen Abstand zwischen sich und das unselige Limaux zu legen. Er widerstand diesem Drängen des inneren Schweinehunds. Es wäre unverantwortlich gewesen, jetzt nur an sich selbst zu denken.

Längst hatte er seine Geschwindigkeit verringern müssen. Der Stadtverkehr Epernays gestattete kein wildes Rasen mehr. Autos und Menschen, die ihren Feierabend genießen wollten, quirlten durcheinander. Sicherlich begünstigt durch die Tatsache, daß es inzwischen aufgehört hatte, zu regnen.

Ein Stück vor sich sah d'Avallon die Leuchtreiklame eines Bistros Dort konnte er bestimmt telefonieren. Er schaltete zurück, fädelte sich in die rechte Fahrspur ein. Ein paar Meter vor dem Bistro sah er eine Parklücke. Sekunden später hatte er den Wagen abgestellt und verlassen.

Er betrat das Bistro. Es war gut besucht. Keiner der kleinen Tische war frei. Aber d'Avallon wollte ja auch nichts essen oder trinken, sondern lediglich telefonieren. Er steuerte sofort auf den Tresen zu.

»Haben Sie Telefon?« fragte er das dickliche Mädchen am Ausschank. Seine Stimme klang nervös. Kein Wunder, denn er war auch nervös. Er ertappte sich dabei, daß er immer wieder zum Eingang hinüberblickte.

»Da«, sagte das Mädchen und zeigte auf den Telefonapparat, der nur wenige Schritte vom Tresen entfernt an der Wand hing.

»Danke.«

D'Avallon eilte auf das Telefon zu, fischte ein paar Münzen aus der Tasche, griff nach dem Hörer. Die Nummer des Mannes, den er anrufen wollte, kannte er auswendig.

Er wählte, bekam auch sofort eine Verbindung. Ein Lakai war am Apparat, der ihn aber gleich weitergab. Dann hatte er seinen Mann an der Strippe.

»Professor? Hier ist d'Avallon. Haben Sie ein paar Augenblicke Zeit? Es ist sehr dringend!«

Sein Gesprächspartner ließ ihn wissen, daß er Zeit habe, und forderte ihn auf, sein Herz auszuschütten.

D'Avallon fing sofort damit an. »Professor«, sagte er drängend, »es ist etwas Ungeheuerliches passiert. Ich bin… Sie müssen sofort…«

Plötzlich stockte er. Unmittelbar hinter sich hatte er Schrittgeräusche gehört. Ansonsten war es ganz ruhig im Lokal geworden.

Er wirbelte herum.

Und erstarrte.

Da waren sie! Zwei der Ungeheuer aus Limaux standen keine zwei Schritte von ihm entfernt. Ihre teuflischen Feueraugen spuckten Flammen, und in ihren Höllenfratzen spiegelte sich alle Bosheit der Welt.

Vier Klauen mit Krallen spitz wie Dolche streckten sich d'Avallon entgegen.

»Nein!« schrie er in höchstem Entsetzen. Von Panik erfüllt wich er zurück, kam dabei aber nicht weit, da ihm die Wand im Wege war.

Die Ungeheuer setzten sofort nach.

»Hilfe!« brüllte d'Avallon.

Das ganze Bistro war jetzt aufmerksam geworden. Sämtliche Gäste an den Tischen starrten herüber. Neben dem dicklichen Mädchen hinter dem Tresen erschien ein Mann, genauso beleibt, mit demselben kuhähnlichen Gesichtsausdruck wie das Mädchen. Der Mann kam hinter dem Tresen vor, blickte einen der Unholde an.

»Was ist mit dem Mann, Gendarm?« wollte er wissen.

»Ein Dieb«, sagte der Unhold. »Ein Autodieb. Er hat in Limaux einen Wagen gestohlen. Wir müssen ihn festnehmen. Tut uns leid, daß wir Unruhe in Ihr Lokal bringen, Monsieur.«

»Mir auch«, erwiderte der dicke Mann. »Dies ist ein anständiges Etablissement, wissen Sie?«

»Natürlich, Monsieur.«

Das Scheusal mit den drei schuppigen Schlangenköpfen nickte dem Wirt zu, wandte sich dann wieder an d'Avallon.

»Kommen Sie, Mann!« schnarrte es geifernd.

André d'Avallon war wie gelähmt. Die Todesangst hatte ihn völlig in ihren Bann geschlagen. Keiner der zahlreichen Menschen im Lokal machte Anstalten, ihm zu helfen. Warum sollten sie auch, die mit Scheuklappen versehenen Ignoranten?

Er wurde sich bewußt, daß er noch immer den Telefonhörer in der Hand hielt, daß Worte aus der Hörmuschel drangen.

»… sieur d'Avallon, hören Sie mich? Melden Sie sich doch!«

D'Avallon riß sich zusammen, hob den auf die Brust gesunkenen Hörer wieder hoch.

»Professor!« sprudelte er in die Muschel. »Ich bin hier in…«

Eine schleimige Klaue schlug auf die Gabel, unterbrach die

Verbindung abrupt. Schmerzen durchzuckten d’Avallon, als die Krallen der Ungeheuer sich durch den Anzugstoff hindurch in sein Fleisch bohrten.

»Sie sind verhaftet!« hörte er eins der Scheusale sagen. Er wußte, daß damit gleichzeitig das Todesurteil über ihn verkündet worden war.

D’Avallon ergab sich in sein Schicksal.

***

Jules Jarier, der Pfarrer von Limaux, war ein Mann, der ausgesprochen gemütlich aussah. Ein schwabbelndes Doppelkinn und eine rotgeäderte Nase verrieten, daß er gutem Essen und geistigen Getränken durchaus zugeneigt war.

Aber er war auch anderen Vergnügungen zugetan. So las er gerade sehr interessiert in der ›Historie d’O‹, als an die Tür seiner Wohnstube geklopft wurde. Auf sein Herein betraten seine Haushälterin und Madame Rolland, die Vorsitzende des Mütter Vereins von Limaux, den Raum.

Madame Rolland, eine Matrone mit gewaltigem Busen und ebenso gewaltigen Hüften, war außer sich vor Zorn.

Schon von der Tür aus flogen Jarier empörte Worte entgegen: »Herr Pfarrer, es gehen unglaubliche Dinge vor!«

Jarier legte ganz ruhig sein Buch zur Seite und forderte Madame Rolland auf, Platz zu nahmen. Die Haushälterin verließ unterdessen das Zimmer.

Die Rolland wuchtete ihre walkürenhafte Figur in einen Sessel.

»Na, meine liebe Madame Rolland, was ist denn so unglaublich?« fragte der Geistliche.

»Die Kirche!« sprudelte die Frau hervor. »Gotteslästerer sind am Werk! Sie demontieren das Bildnis des heiligen Bartholomé und ersetzen es durch eine… widerwärtige Götzenfigur!«

»Ach, das meinen Sie«, erwiderte Jarier leichthin.

»Sie wissen davon?« empörte sich Madame Rolland.

»Natürlich weiß ich davon. Ich habe sogar den Auftrag gegeben, Bartholomé rauszuschmeißen.«

»Waaaaas?«

»Sie haben ganz richtig verstanden, Madame Rolland. Und was Sie da eine widerwärtige Götzenfigur nennen, ist in Wirklichkeit ein sehr schönes Bild des Gottes Bacchus.«

»Gott Bacchus?« röchelte die überaus fromme Frau.

»Bacchus ist der römische Gott des Weines«, sagte Jarier. »Bacchus wurde bereits in Limaux verehrt, als Gallien eine römische Kolonie war. Warum soll er nicht auch heute verehrt werden? Noch dazu in einer Stadt, die vom Champagner lebt. Limaux verdankt dem Gott Bacchus vieles, Madame Rolland!«

»Aber«, flüsterte die Frau, »es heißt doch: Du sollst keine fremden Götter…«

»Hol's der Geier«, unterbrach Jarier sie brüsk. »Warum sollte es uns kümmern, was irgendwo geschrieben steht? Limaux lebt vom Weinbau, allein das ist wichtig. Nicht zuletzt auch für Sie, Madame Rolland! Ihr Mann arbeitet doch auf dem Weingut von Jacques Monterand, nicht wahr?«

Die Frau nickte stumm.

»Na also«, sagte der Pfarrer befriedigt. »Denken Sie mal richtig darüber nach.«

Madame Rolland dachte darüber nach. Und je länger sie es tat, desto schwankender wurde sie in ihrer Überzeugung. Es sprach viel Wahres aus den Worten des Geistlichen. Was war Limaux ohne Wein? Was waren die Bürger von Limaux ohne Wein? Eine schlechte Lese konnte sie alle an den Rand des Hungertuchs bringen. Es konnte ganz bestimmt nicht schaden, diesen Gott Backus, oder wie er hieß, gnädig zu stimmen.

»Vielleicht haben Sie recht«, sagte die Frau und erhob sich aus ihrem Sessel.

»Natürlich habe ich recht«, gab Jarier zurück. »Und wenn Sie noch ein übriges tun wollen, Madame Rolland… Sie sollten ihre Fensterläden rot streichen. Rot ist die Lieblingsfarbe des Gottes Bacchus. Am besten wäre es, Sie tun es gleich, wenn Sie nach Hause kommen.«

Madame Rolland, die bereits an der Tür war, blieb stehen und drehte sich zu dem Geistlichen um.

»Heute noch, Herr Pfarrer? Aber heute ist Sonntag! Es ist nicht gestattet, an einem Sonntag zu arbeiten.«

»Quatsch«, sagte Jarier, »ganz großer Quatsch.«

Je mehr Madame Rolland darüber nachdachte…

»Gute Nacht, Herr Pfarrer«, sagte sie und ging.

***

Nachdenklich ließ Professor Zamorra den Telefonhörer auf die Gabel zurücksinken.

»Hm«, machte er.

Nicole Duval, die bildhübsche Sekretärin und Freundin des Parapsychologen, die Zamorra an seinem Arbeitstisch gegenübersaß, um ein Diktat aufzunehmen, hörte auf, an ihrem Bleistift herumzuknabbern.

»Ärger, Chef?« fragte sie.

»Ich weiß nicht«, entgegnete der Professor mit gefurchter Stirn. »In jedem Fall war dieses Telefonat etwas… seltsam.«

»D'Avallon«, sagte Nicole. »André d'Avallon?«

Der Professor nickte.
»Das ist dieses Medium, mit dem du auch schon gearbeitet hast, nicht? Dieser Gedankenleser.«
»Gedankenleser ist ein sehr unprofessioneller Ausdruck, meine Liebe«, belehrte sie Zamorra. »André ist ein Mensch mit sehr starken telepathischen Fähigkeiten. Und das ist es, was mir sehr zu denken gibt.«
»Wieso?«
»D'Avallon wollte mir ganz offenbar etwas mitteilen. Er sprach von etwas… Ungeheuerlichem. Was so ungeheuerlich sein soll, habe ich nicht erfahren. Das Gespräch wurde plötzlich unterbrochen, gerade als er mir sagen wollte, wo er sich befindet. Ich bin sicher, daß die Verbindung nicht zufällig abgerissen ist. Da waren Stimmen im Hintergrund. Und ich habe einen gellenden Hilfeschrei gehört.«
Nicole schob den Bleistift wieder zwischen ihre vollen Lippen. »Wer hat um Hilfe geschrien?« erkundigte sie sich. »André d'Avallon?«
»Schwer zu sagen«, antwortete Zamorra. »Ich halte es jedenfalls für möglich, ja, für wahrscheinlich. D'Avallon schien sich in Gefahr zu befinden. Mein Gefühl sagt mir, daß eine ganz große Schweinerei im Gange ist. Es würde mich gar nicht wundern, wenn d'Avallon mit Hilfe seiner Telepathiegabe irgend etwas entdeckt hat, das… das…«
»… ungeheuerlich ist«, vervollständigte Nicole.
»Ja, das meine ich.«
Professor Zamorra lehnte sich zurück und blickte sinnend aus dem Fenster seines Arbeitszimmers, das in einem der oberen Stockwerke seines romantischen Wohnsitzes Château de Montagne lag. Der Mond war über dem Loiretal aufgegangen, blieb jedoch weitgehend hinter vorüberziehenden Regenwolken verborgen. Das etwas düstere Bild paßte ganz zu der Stimmung, die plötzlich Besitz von Zamorra ergriffen hatte.
Nicole Duval, die ihn so gut kannte, wie sonst niemand auf der Welt, klappte ihren Stenoblock zu.
»Wid ja wohl heute abend nicht mehr viel werden mit deinem Zeitungsartikel«, vermutete sie.
Geistesabwesend nickte der Professor. »Der Artikel ist ziemlich zweitrangig für mich geworden. Ich mache mir echte Sorgen um André d'Avallon. Er hat nicht ohne Grund ausgerechnet mich angerufen.«
Das Mädchen wurde sofort hellhörig. »Du glaubst, daß es um etwas geht, das in dein… Spezialgebiet fällt?«
Die Art und Weise, in der sie das Wort »Spezialgebiet« betonte, machte klar, daß sie nicht seine wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiet der Parapsychologie meinte. Sie spielte vielmehr auf seine Aktivitäten an, die ihm den Beinamen ›Meister des Übersinnlichen‹

eingebracht hatten. Als solcher hatte es sich Zamorra zur Lebensaufgabe gemacht, das Böse in der Welt zu bekämpfen. Das Böse, das in der Gestalt von Dämonen, Geistern und anderen finsteren Mächten die Schwelle zwischen den Dimensionen überschritt und den Terror und die Schrecken des Jenseits ins Diesseits brachte. Unentbehrliches Hilfsmittel in seinem Kampf gegen die Mächte des Chaos war ein magisches Amulett, das er von seinem Vorfahren Leonardo de Montagne übernommen hatte.

Unwillkürlich tastete der Professor jetzt nach diesem Amulett, das an einer dünnen Goldkette auf seiner Brust hing. Der Talisman war in gewisser Weise wie ein Geigerzähler, zeigte ihm die Nähe dämonischer Kräfte durch Wärmeentwicklung und einen strahlenden Silberglanz an. Jetzt aber blieb er inaktiv. Im Augenblick konnte er ihm nicht helfen, das Geheimnis André d'Avallons zu ergründen.

Nicole Duval bewies ihre praktische Ader und versuchte, dies auf eine mehr herkömmliche Weise zu tun. Sie beugte sich vor und kramte Zamorras Telefonkladde unter diversen Unterlagen auf dem Schreibtisch hervor. Die Nummer des Gedankenlesers, wie sie ihn nannte, war eingetragen.

»Soll ich mal versuchen, ihn anzurufen, Chef?«

Der Professor zuckte die Achseln. »Ich fürchte, du wirst nicht viel Glück haben. Ich glaube nicht, daß er von zu Hause angerufen hat.«

»Vielleicht kann uns seine Frau sagen, wo er sich aufhält?«

»D'Avallon ist nicht verheiratet. Kannst du dir vorstellen, die Frau eines Mannes zu sein, der gleich Bescheid weiß, wenn du einen beachtlichen Teil des Haushaltsgelds für einen neuen Hut oder so was Ähnliches ausgegeben hast?«

Nicole, die den Verlockungen von Boutiquen auch nur schwer widerstehen konnte, schüttelte sich.

»In der Tat ein schauerlicher Gedanke«, murmelte sie.

Dann griff sie nach dem Telefonhörer und wählte d'Avallons Parisei Nummer. Es zeigte sich sehnell, daß der Professor recht gehabt hatte. Mit nervtötender Regelmäßigkeit tönte ihr das Freizeichen entgegen.

Nicole legte auf. »War wohl nichts«, kommentierte sie ihren erfolglosen Kontaktversuch.

Zamorra nickte. »Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als nach Paris zu fahren, um an Ort und Stelle nach seinem Verbleib zu forschen.«

Nicole hatte nichts dagegen. Schließlich gab es in Paris zahllose reizvolle Boutiquen. Und zum Glück war Zamorra trotz all seiner Fähigkeiten kein Gedankenleser.

***

»Und heute, Jungs, wollen wir uns einmal über euer Verhältnis zur

Autorität unterhalten. Über die Autorität des Staates, der Schule, eurer Eltern. Ich glaube, daß das meiste, was man euch bisher über die Rolle gesagt hat, die ihr zu spielen habt, überholungsbedürftig sein dürfte.«

Alain Lumière, Lehrer an der École primaire in Limaux, saß hinter dem Katheder und blinzelte die Klasse durch seine dicken Augengläser an.

Einige der Schüler kicherten unverhohlen. Glotzauge, wie sie Lumière bei sich nannten, genoß nicht allzuviel Respekt bei ihnen. Daß ausgerechnet er ihnen etwas über Autorität beibringen wollte, fanden sie lustig.

Lumière ließ sich durch die grinsenden Mienen der jungen Burschen nicht aus dem Konzept bringen.

»Fangen wir an mit den Eltern«, sagte er ruhig. »Um euch zu verdeutlichen, auf was ich hinauswill, wollen wir uns eine Szene vor Augen führen, wie ihr sie wahrscheinlich alle schon mal erlebt habt. Also: Ihr sitzt gemütlich vor dem Fernseher und guckt euch Bonanza an. Da kommt euer Vater ins Zimmer und fordert euch auf, eurer Mutter beim Abtrocknen zu helfen. Was tut ihr? Müller?« Lumière deutete auf einen schmalen, blaßgesichtigen Jungen in der ersten Reihe.

Müller war ein sittsamer Schüler. Er bemühte sich stets, keinen der Lehrer zu verärgern. Auch Glotzauge nicht. Deshalb sagte er genau das, was Lumière seiner Meinung nach hören wollte: »Ich stehe sofort auf und gehe in die Küche, um meiner Mutter zu helfen.«

»Falsch«, sagte der Lehrer zu seiner großen Überraschung. Dann fragte er einen anderen Schüler — Claude Serrat, einen Jungen, der beim Lehrerkollegium als sehr widerspenstig galt.

Serrat drückte sich aus seiner Bank hoch und griente pfiffig. »Ich sage ›Gleich, Vater!‹ Und wenn mein Vater dann aus dem Zimmer gegangen ist, gucke ich weiter Bonanza.«

»Schon besser«, lobte der Lehrer, »aber immer noch nicht richtig. Margaux?«

René Margaux war ohne jeden Zweifel einer der frechsten und ungezogensten Schüler der ganzen Schule. Das bewies er auch jetzt wieder, indem er sagte: »Ich tue so, als hätte ich gar nicht gehört, was mein Vater von mir will, und sehe mir weiter Bonanza an.«

Alain Lumière nickte beifällig. »Das ist schon eine ganz vernünftige Einstellung«, kommentierte er die Worte des Jungen. »Aber sie trifft immer noch nicht den Kern der Sache.« Lumière lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und kreuzte die Arme über der Brust. »Jungs, ihr müßt das so sehen. Es ist euer verdammt gutes Recht, Fernsehen zu gucken, wenn ihr Lust dazu habt. Wenn nun euer Vater das Ansinnen an euch stellt, eine Tätigkeit zu unterbrechen, die euch Spaß macht, so ist das eine ausgesprochene Frechheit. Ihr seid ein Mensch mit

denselben Freiheiten wie eure Eltern, und ihr braucht, euch nicht rumkommandieren zu lassen. Die einzig richtige Handlungsweise wäre also die: Ihr sagt zu eurem Vater, daß er gefälligst das Maul halten soll, weil er euch mit seinem Gequatsche daran hindert zu verstehen, was der dicke Hoss gerade Little Joe erzählt.«

Mit großen Augen blickten ihn die Schüler an. Keiner von ihnen sagte ein Wort. Aber in ihren Gesichtern arbeitete es.

Der Lehrer lächelte. »Ah, ich kann mir schon vorstellen, was ihr jetzt denkt. Was tut euer Vater? Er wird natürlich empört sein und euch die Leviten lesen. Selbstverständlich müßt ihr euch auch das nicht gefallen lassen. Nun, wenn ich euch so ansehe… ihr seid fast alle groß und kräftig. Ihr müßtet Manns genug sein, den Störenfried aus dem Zimmer zu jagen. Und falls er doch stärker als ihr sein sollte… es wird sich doch irgendwo ein Gegenstand finden lassen, mit dem ihr ihm handgreiflich klarmachen könnt, wer etwas zu sagen hat und wer nicht. Ich denke da beispielsweise an ein Stocheisen, eine Nippesfigur — irgend was, womit man kräftig zuschlagen kann. Ihr versteht schon.«

Immer noch sagte keiner der Schüler ein Wort. Aber die Ausführungen des Lehrers waren nicht ohne Wirkung geblieben. Einige der Jungen nickten bereits beifällig.

»Übrigens«, sagte Alain Lumière noch wie beiläufig. »Heute abend läuft im Fersehen ziemlich spät noch ein toller Wildwestfilm. Es wird sich doch keiner von euch vorher ins Bett stecken lassen, was?«

Die Mienen der Schüler verrieten, daß ihre Eltern verdammte Schwierigkeiten bekommen würden, wenn sie einen solchen Versuch unternehmen sollten.

***

Am anderen Morgen fuhren Zamorra und Nicole gleich nach dem Frühstück los. Der Verkehr hielt sich in Grenzen, und so kamen sie bereits vor Mittag in Paris an.

Die Wohnung André d’Avallons lag in einer kleinen Nebenstraße der Avenue Bosquet, in unmittelbarer Nähe des Quai d’Orsay. Das Haus war ein moderner Apartmentneubau mit allen Schikanen. Aluminiumfassade, Marmorsockel, getönte Fenster. Hier zu wohnen, war nicht billig. Aber d’Avallon konnte sich das leisten. Ein Mann, der die Fähigkeit besaß, die Gedanken anderer zu lesen, kannte selbstverständlich keine Geldsorgen.

Professor Zamorra und seine Sekretärin parkten ihre schwarze Citroën-Limousine unmittelbar vor dem Haus und verließen das Fahrzeug. Der Telepath wohnte in der obersten Etage. Nicole legte ihren Zeigefinger auf den Klingelknopf.

Nicht unerwartet blieb die Haussprechanlage stumm. D’Avallon war

wohl nicht zu Hause. Die beiden ließen sich dadurch jedoch nicht entmutigen. Nicole läutete bei einem der nächsten Nachbarn. Eine unwirsche Männerstimme schallte aus der Membrane und erkundigte sich, wer, zum Teufel, denn da sei. Nicole erklärte, daß sie eigentlich zu d'Avallon wolle, und fragte den Mann, ob er vielleicht wisse, wo sie ihn finden könne. Ihre melodische Stimme schien den Mann etwas zu besänftigen. Er teilte ihnen mit, daß er keine Ahnung vom Verbleib d'Avallons habe, riet ihnen aber, sich bei Dabouille zu erkundigen.

Der Name Dabouille stand auf einem der untersten Klingelschilder. Nicoles Zeigefinger trat wieder in Aktion. Kurz darauf wurde aufgedrückt. Zamorra und Nicole gingen in den Hausflur.

Im Türrahmen einer der Erdgeschoßwohnungen stand eine ältere Frau, die ihnen erwartungsvoll entgegenblickte.

»Madame Dabouille?« forschte der Professor.

Die Frau nickte, gab sich anschließend als Frau des Hausmeisters zu erkennen.

Zamorra sagte, was zu sagen war, stellte dabei auch sich und Nicole vor.

Zu seiner angenehmen Überraschung war sein Name der Hausmeisterin nicht unbekannt.

»Oh ja«, sagte sie, »Monsieur d'Avallon hat schon von Ihnen erzählt. Sie sind ein berühmter Mann, nicht?«

Der Professor ging auf das Kompliment nicht weiter ein. »Sie kennen Monsieur d'Avallon näher?« fragte er statt dessen.

»Monsieur d'Avallon ist ein einsamer junger Mann«, antwortete die Frau. »Wir trinken manchmal eine Tasse Kaffee zusammen. Und ich kümmere mich ein bißchen um seine Wohnung. Staubsaugen, Fensterputzen und so.«

Zamorra war ein guter Menschenkenner. Keine Frage, daß diese Frau dem jungen Telepathen mütterliche Gefühle entgegenbrachte. Es durfte davon ausgegangen werden, daß sie am Wohlergehen d'Avallons interessiert war. Der Professor zögerte deshalb nicht, ihr von dem unterbrochenen Telefonat mit ihrem Schützling zu erzählen und ihr klar zu machen, daß er sich um den jungen Mann sorgte.

»Haben Sie eine Ahnung, von wo aus er mich angerufen haben könnte, Madame?« fragte er zum Schluß.

Hilflos zuckte die Hausmeisterin die Achseln. »Mein Gott, ihm wird doch nichts passiert sein? Wo er hingefahren ist… ich habe keine Ahnung. Doch, warten Sie. Er hat etwas gesagt. Wie war das doch noch? Ah ja, ich hab's wieder. Ich fahre jetzt in das Land, wo der Champagner fließt, hat er gesagt. Können Sie sich darunter etwas vorstellen, Herr Professor?«

Zamorra kannte zwar das sprichwörtliche Land, in dem Milch und Honig fließen sollten, die Champagneranspielung sagte ihm jedoch

nichts.

»Wann ist er weggefahren, Madame?« wollte er wissen.

»Vorgestern, vorgestern morgen. Ich habe ihn gesehen, als er in seinen Simca stieg.«

»Vorgestern also«, wiederholte Zamorra murmelnd. Etwas anfangen konnte er mit dieser Information allerdings auch nicht. Ein Gedanke kam ihm.

»Sagen Sie, Madame — wenn Sie immer Monsieur d'Avallons Wohnung instand halten, dann haben Sie doch sicherlich auch einen Schlüssel, oder?«

»Den habe ich, ja.«

Befriedigt nickte Zamorra. »Würden Sie uns mal in seine Wohnung lassen? Vielleicht finden wir dort einen Hinweis, wohin er gefahren ist.«

Die Hausmeisterin machte ein bedenkliches Gesicht. »Ich weiß nicht, Monsieur. Das käme mir beinahe so vor wie… wie Einbruch.«

Üblicherweise half es in solchen Fällen, Widerspenstigen ein kleines Trostpflästerchen für das verletzte Gewissen in Form eines mehr oder wenigen großen Geldscheins anzudienen. Bei dieser Frau kam ein derartiger Überredungsversuch jedoch nicht in Frage. Sie würde tödlich beleidigt sein. Zamorra appellierte deshalb an ihr Verantwortungsgefühl gegenüber d'Avallon.

Der Appell half. Madame Dabouille kehrte kurz in ihre Wohnung zurück und kam dann mit d'Avallons Wohnungsschlüssel wieder. Mit dem Aufzug fuhren sie nach oben, und die Hausmeisterin öffnete die Tür des Apartments.

Es war ein großer Wohn-/Schlafraum nebst kleiner Küche und großem Bad. Die Einrichtung erwies sich als gediegen und geschmackvoll. Ordnung und Sauberkeit waren Trumpf.

Unter einem der straßenwärts gelegenen Fenster stand ein kleiner englischer Sekretär, ein echtes Schmuckstück von beträchtlichem Wert. Penibel zusammengelegt waren auf der Platte diverse Papiere und Zeitungen zu sehen.

Zamorra blickte Madame Dabouille an und deutete auf den Sekretär. »Sie gestatten?«

Die Frau machte kein sehr glückliches Gesicht, nickte aber. »Darum sind wir schließlich hier eingedrungen, nicht?«

Und als der Professor dann auf den Sekretär zuging, passierte es.

Das Amulett auf seiner Brust fing an, sich zu erwärmen.

***

Völlig aufgelöst stürmte Marie Jardin in die Praxis von Doktor Delecourt.

»Doktor, Sie müssen mir helfen. Ich weiß nicht mehr ein noch aus.

Ohne Sie bin ich verloren.«
Lächelnd blickte ihr der Arzt entgegen. Delecourt sah ungemein vertrauenerweckend und würdig aus. Er hätte viel eher als Chefarzt in eine große Klinik gepaßt. Männer wie ihn erwartete man üblicherweise in einer Kleinstadt wie Limaux nicht.
»Na, na«, sagte er väterlich zu dem jungen Mädchen, »so schlimm wird es ja wohl nicht sein. Außer Krebs ist so ziemlich alles heilbar.«
»Das ist es nicht, Herr Doktor«, stöhnte Marie Jardin und fuhr sich fahrig über die Stirn. »Ich… ich kriege ein Kind!«
»Das ist der Lauf der Welt«, erwiderte Delecourt weise.
»Doktor, Sie verstehen mich nicht!« Das Mädchen schrie die Worte fast. »Ich kann… ich darf dieses Kind nicht kriegen!«
»So? Warum denn nicht?« Der Arzt deutete auf einen Stuhl. »Setz dich erst einmal, Marie.«
Das Mädchen, landläufig hübsch, gerade sechzehn geworden, aber schon sehr gut entwickelt, nahm Platz.
»Begreifen Sie doch, Herr Doktor«, sagte sie hektisch. »Ich bin nicht verheiratet. Die Leute, meine Eltern… sie werden mich totschlagen, wenn Sie es erfahren.«
»Verstehe«, nickte der Doktor. »Du willst, daß ich eine Abtreibung vornehme?«
»Ja! Doktor, es ist eine Zumutung für einen Mann wie Sie, aber…«
Delecourt lächelte. »Eine Zumutung, Marie? Aber nicht doch! Komm, wenn du willst, fangen wir gleich an.«

***

Ruckartig blieb Zamorra mitten im Apartment stehen.
Böse Mächte waren in der Nähe!
Wo? Hier im Apartment André d’Avallons?
Diese Frage konnte er gleich verneinen. Die Wärmeentwicklung des Amuletts war zu schwach. Die Ursprungsquelle der finsteren Aura, die der Talisman aufgenommen hatte, lag außerhalb der Wohnung, wahrscheinlich sogar außerhalb des Hauses.
»Chef!«
Nicole sah ihn mit großen Augen an. Sie hatte natürlich sofort an seinem Verhalten gemerkt, daß etwas nicht stimmte.
Zamorra machte eine abwehrende Handbewegung. Er Wollte jetzt nicht abgelenkt werden. Voll konzentrierte er sich auf sein Amulett. Wenn sich die Wärmeentwicklung verstärkte, dann bedeutete das, daß das Unbekannte näher kam. Aber das war nicht der Fall. Das Brennen auf seiner Brust, erinnernd an leichte Nadelstiche, blieb gleichmäßig.
Schnell kam der Professor zu einem Entschluß. Wenn er der Sache auf den Grund gehen wollte, mußte er die Wohnung verlassen.
Er winkte den beiden erstaunten Frauen kurz zu — auch die

Hausmeisterin musterte ihn mit zusammen gekniffenen Augen — und murmelte: »Gleich wieder da. Habe was unten im Wagen vergessen.« Dann ging er mit schnellen Schritten aus der Wohnung.

Als die Aufzugskabine nach unten glitt, spürte er sofort, daß das Brennen auf seiner Brust intensiver wurde. Er war auf dem richtigen Weg.

Der Lift hielt im Erdgeschoß. Zamorra stieg aus und eilte zur Haustür. Der Talisman entwickelte immer mehr Hitze. Schon schienen es keine Nadeln mehr zu sein, die sich in seine Haut bohrten, sondern die Spitzen kleiner Taschenmesser.

Der Professor zog die Haustür auf, trat hinaus auf die Straße. Unangenehmes Herbstwetter schlug ihm entgegen. Ein kühler Wind, Nieselregen, Lichtverhältnisse, die trotz der erst nachmittäglichen Stunde das Einschalten der Straßenlaternen gerechtfertigt hätten. Der trübe Tag hatte dennoch zahlreiche Menschen auf die Straße gelockt. Nicht zuletzt auch deshalb, weil sich schräg gegenüber eine Bushaltestelle befand.

Unverzüglich ließ Zamorra seine Blicke durch die Gegend schweifen. Seine Augen brauchten nicht lange zu suchen. Das Ungeheuerliche drängte sich sofort in seinen Gesichtskreis.

Dämonen!

Der Professor konnte es nicht fassen. Der Anblick höllischer Sendboten war ihm nichts Ungewohntes. Oft schon war er in der Vergangenheit mit Kreaturen aus der jenseitigen Welt konfrontiert worden. Daß sie sich aber mitten am Tag, auf einer belebten Straße der Pariser Innenstadt ganz offen zeigten, hatte er bisher noch nicht erlebt.

Und doch war es so.

Dort drüben, auf der anderen Straßenseite, standen sie. Zwei Dämonen…

Furchtbar sahen sie aus. Groß, kräftestrotzend, von einer Aura unendlicher Bösartigkeit umgeben.

Sie hatten sich, nur wenige Meter von der Bushaltestelle entfernt, in einen Hauseingang gedrückt. Ihre widerwärtigen Schädel, die makabren Travestien eines Raubvogels und einer dreiköpfigen Schlange, waren nach oben gereckt. Mit feuersprühenden Augen glotzten sie auf eine ganz bestimmte Stelle: auf eins der beiden Fenster von André d'Avallons Wohnung!

In Sekundenbruchteilen wurde Zamorra einiges klar. Hatte er bisher noch gelinde Zweifel gehabt, daß d'Avallon tatsächlich einer bedrohlichen Sache auf die Spur gekommen war, so schwanden diese jetzt blitzartig dahin. Die Gegenwart der Dämonen, die Tatsache, daß sie die Wohnung des jungen Telepathen beobachteten, warfen auch gleich ein bezeichnendes Licht auf die Natur dieser bedrohlichen

Sache.

Im ersten Augenblick blieb Zamorra ein bißchen unschlüssig vor dem Apartmenthaus stehen.

Wie sollte er vorgehen? Abwarten, was die Unholde aus dem Jenseits von sich aus tun würden? Angreifen und versuchen, sie mit Hilfe der in seinem Amulett schlummernden Kräfte des Lichts zu vernichten?

Die Entscheidung wurde ihm aus der Hand genommen.

Die mißgestalteten Schädel der Dämonen ruckten plötzlich herum. Ihre Flammenaugen richteten sich auf ihn, durchbohrten ihn förmlich. Der Professor spürte, wie unsichtbare Tentakel nach seinem Bewußtsein griffen.

Sofort traten die Abwehrkräfte seines Amuletts in Aktion. Der geistige Druck, den Zamorra soeben noch verspürt hatte, verflüchtigte sich.

Die gräßlichen Fratzen der unheiligen Gesellen dort drüben verzerrten sich, nahmen noch abscheulichere Formen an. In ihren dämonischen Augen irrlichterte es. Sie hatten erkannt, daß ihnen hier jemand gegenüberstand, der ihren unseligen Machtmitteln Widerstand entgegensetzte.

Bewegung kam in ihre massigen, schleimigen Schuppenkörper. Die Tür des Hauseingangs, in dem sie standen, wurde aufgestoßen. Die Dämonen schlupften hindurch, verschwanden aus dem Blickfeld des Professors.

Zamorra gab seine abwartende Haltung auf. Die Ungeheuer versuchten zu fliehen. Das wollte und durfte er nicht zulassen. Unter keinen Umständen.

Er lief los, überquerte mit langen Sätzen die regennasse Straße. Erstaunte Blicke der Menschen, die an der Bushaltestelle warteten, trafen ihn. Flüchtig wurde sich Zamorra während seines Sprints bewußt, daß ihm die Reaktion der Leutchen ziemlich unverständlich war. Einen rennenden Mann, der ganz normal aussah, fanden sie offenbar verwunderlich. Zwei alptraumhafte Horrorgestalten aber, die unmittelbar neben ihnen gestanden hatten, war von ihnen keinerlei Beachtung geschenkt worden.

Verkehrte Welt…

Der Professor erreichte die Haustür, in der die Dämonen verschwunden waren. Sie war nur angelehnt. Zamorra hatte deshalb keine Schwierigkeiten, sie zu öffnen und in den Hausflur zu gelangen. Mit unvermindertem Tempo stürmte er den Korridor entlang, bis er zur Treppe kam, die nach oben führte.

Auf den untersten Stufen sah er eine Frau, die mit Schrubber und Wassereimer für Reinlichkeit im Hause sorgte. Die Frau hatte Zamorras hastende Schritte in ihrem Rücken gehört und drehte sich in gebückter Haltung um.

Der Professor verhielt seinen Schritt.
»Wo sind die geblieben?« fragte er die Frau leicht außer Atem.
»Wer?«
»Wer? Die Dämonen… die Ungeheuer natürlich!«
»Dämonen, Ungeheuer?« Die Frau lichtete sich auf, stützte sich auf den Stiel ihres Schrubbers. »Sagen Sie mal, wer sind Sie eigentlich? Sie kommen hier reingestürzt…«
Zamorra wurde ungeduldig. »Wer ich bin, tut im Moment überhaupt nichts zur Sache. Bitte beantworten Sie meine Frage. Wo sind die Ungeheuer geblieben?«
Die Frau wich ein Stück von ihm zurück, so als habe er eine ansteckende Krankheit. Ein Zug offensichtlichen Unbehagens trat in ihr grobflächiges Gesicht.
»Sie sind ein Verrückter, was? Ungeheuer, Dämonen — hat man je einen solchen Mist gehört?«
»Madame…«
»Gehen Sie weg, oder ich schreie!«
Der Professor erkannte, daß sie es ernst meinte. Sie hielt ihn wirklich für einen, der nicht alle Tassen im Schrank hatte.
»Hören Sie, Madame…«
»Hilfe!«
Zamorra trat zwei Schritte zurück, hob die Hände. »Ich will Ihnen doch nichts, Madame«, sagte er beruhigend. »Sagen Sie mir doch nur…«
Die Frau hielt ihren Schrubber jetzt so, als ob sie sich damit verteidigen wolle. »Hier waren keine Ungeheuer! Hier war überhaupt niemand, verstehen Sie?« Ihre Stimme klang schrill. »Und nun gehen Sie, gehen Sie weg, sonst…«
Der Professor glaubte ihr jetzt. Ihre Entrüstung war nicht gespielt, sondern völlig echt. Er hatte auch schon eine Erklärung dafür, daß sie die beiden Dämonen nicht gesehen hatte. Diese waren vermutlich nur ganz kurz in den Hausflur getreten und hatten sich dann gleich nach Dämonenart entfernt. In Luft aufgelöst sozusagen. Viele Kreaturen aus dem Jenseits waren dazu spontan in der Lage.
Noch etwas sprach für diese Theorie. Die Wärmeentwicklung des Amuletts war geringer geworden. In diesem Haus befanden sich die Dämonen nicht mehr. Aber es bestand kein Zweifel, daß sie sich noch irgendwo in der Nähe aufhielten. Nach wie vor blieb das Amulett aktiv, wenn auch jetzt wieder in abgeschwächter Form.
»Entschuldigen Sie, Madame«, sagte er zu der Schrubberfrau und verließ das Haus wieder.
Wo waren die Höllengeschöpfe?
Obgleich er sich nicht viel davon versprach, entschloß er sich, die Leute an der Haltestelle zu fragen. Er trat auf einen jungen, sportlich

gekleideten Mann zu und fragte nach den beiden Horrorgestalten.

Das intelligente Gesicht des jungen Mannes — Zamorra hielt ihn für einen Studenten — nahm einen Ausdruck an, der dem der Putzfrau nicht unähnlich war.

»Horrorgestalten, Monsieur?«

»Da haben sie gestanden«, sagte Zamorra und zeigte auf den Hauseingang. »Wahrscheinlich haben Sie die beiden Gestalten für Leute gehalten, die zu einem Maskenball wollten.«

»Maskenball?« Der junge Mann lachte. »Wer geht denn im Oktober zu Maskenbällen — noch dazu in der Maskerade eines Flics?«

Jetzt war es an Zamorra, Verwunderung zu zeigen.

»Flics?« wiederholte er.

»Klar«, sagte der junge Mann. »Die ganze Zeit über haben da in der Tür zwei Gendarmen gestanden. Aber die sahen für mich verdammt echt aus. Wie kommen Sie denn auf Maskenball? Und was reden Sie da überhaupt von Horrorgestalten?«

»Langsam, ganz langsam«, erwiderte der Professor. »Sie sagen also, daß Sie in diesem Hauseingang zwei Polizisten gesehen haben. Keine Ungeheuer mit schuppiger Haut und monströsen Schlangen- und Geierköpfen?«

Das Lächeln im Gesicht seines Gegenübers gefror. »Hören Sie, Monsieur, wenn Sie sich über mich lustig machen wollen…«

»Keine Ungeheuer?«

»Nein, verflucht!« sagte der junge Mann laut und grantig. »Ganz normale Flics. Fragen Sie doch die anderen Leute, Sie… Sie Komiker.«

Genau das tat der Professor.

Und er bekam die Worte seines ersten Gesprächspartners bestätigt. Kein Mensch hatte dämonische Ungeheuer gesehen. Von den meisten war der Hauseingang gar nicht beachtet worden. Diejenigen aber, die doch einen zufälligen Blick hinübergeworfen hatten, erzählten ausnahmslos etwas von ganz alltäglichen Gendarmen in normaler Dienstuniform.

Zamorra verstand es nicht. Aber er mußte sich mit den Auskünften, die er bekommen hatte, zufrieden geben.

Als er den Leuten den Rücken zudrehte und zum Haus André d'Avallons zurückging, wurde offen hinter ihm hergelacht. Aber Zamorra wußte ganz genau, daß zur Heiterkeit wirklich kein Grund vorlag. Ganz und gar nicht.

***

Nachdem der Professor die Wohnung verlassen hatte, trat Nicole an eins der beiden Fenster.

Ihr war klar geworden, warum er sich auf einmal so komisch verhalten hatte. Die Art und Weise, in der er förmlich in sich

hineingehorcht hatte
… das tat er meistens, wenn sein Amulett ansprach. Ging dort unten auf der Straße etwas vor?
Sie blickte aus dem Fenster, sah aber nichts Ungewöhnliches. Regnerisches, unangenehmes Wetter, Leute, die auf einen Bus warteten, zwei Flics, die sich im Eingang des gegenüberliegenden Hauses vor dem Regen zu schützen schienen.
Achselzuckend trat sie vom Fenster zurück.
Madame Dabouille hatte ein Tuch in die Hand genommen und staubte damit ein Bücherregal ab. Das tat sie wahrscheinlich, um das Eindringen in d'Avallons Apartment vor sich selbst zu rechtfertigen.
Nicole lächelte leicht und machte sich dann daran, die Papiere auf dem Sekretär zu begutachten. War etwas dabei, das nähere Hinweise auf das Fahrtziel des Gedankenlesers geben konnte?
Zuerst fand sie nur Unterlagen, mit denen nicht viel anzufangen war. Ein paar Rechnungen und Quittungen, Reklameprospekte, Fachzeitschriften, die genausogut auf Professor Zamorras Schreibtisch hätten liegen können.
Dann wurde es interessanter. Sie stieß auf ein Bündel Briefe. Hauptsächlich handelte es sich um Privatpost. Ein Mädchen aus Marseille hatte d'Avallon geschrieben, ein Freund aus Limaux, ein ebenfalls telepathisch begabter Mann aus London. Dann kamen mehrere Einladungen. Ein Pariser Kollege Zamorras, den sie selbst auch kannte, wollte d'Avallon für eine Versuchsreihe engagieren. An der Universität in Heidelberg sollte er eine Demonstration seiner telepathischen Fähigkeiten geben.
Nicole kräuselte die Mundwinkel. André d'Avallon war ein vielbegehrter, vielbeschäftigter Mann. Welche der zahlreichen Einladungen er nun angenommen hatte, ließ sich überhaupt nicht feststellen. Er konnte nach Marseille, nach Heidelberg oder ganz woandershin gefahren sein.
Sie wollte die ganze Post noch einmal durchgehen, als es plötzlich eine Störung gab.
»Was tun Sie hier?«
Die schnarrende Stimme in ihrem Rücken ließ Zamorras Sekretärin herumfahren.
Zwei Männer standen im Türrahmen.
Zwei Polizisten. Nicole erkannte, daß es die beiden Flics waren, die sie kurz zuvor unten auf der Straße gesehen hatte.
Auch Madame Dabouille war erschrocken zusammengefahren. Nervös blickte sie die Gendarmen an.
»Wir haben… ich bin…«
»Sie sind in diese Wohnung eingebrochen!« sagte einer der beiden Beamten scharf. Wie sein Kollege war er ein großer Man mit kantigen

Gesichtszügen.
»Nein, nein«, verwahrte sich die Hausmeisterin gegen diesen Vorwurf. »Wie können Sie so etwas sagen. Wir…«
»Der Mieter dieser Wohnung ist ein Mann namens André d'Avallon, nicht wahr?« fragte der Polizist.
»Ja«, antwortete Madame Dabouille. »Und ich bin…«
»Beantworten Sie nur meine Fragen!« donnerte der Gendarm. »Wir haben diese Wohnung seit einiger Zeit beobachtet. Und wissen Sie auch, warum?«
»Nei… nein.«
»Weil uns Monsieur d'Avallon davon unterrichtet hat, daß er einen Einbruch in seine Räume befürchtet. Wie es aussieht, waren seine Befürchtungen nicht unbegründet.«
Die beiden Beamten lösten sich vom Türrahmen und traten mit schweren Schritten ins Zimmer. Drohend baute sich der eine vor Nicole auf.
»Wer sind Sie? Was tun Sie hier?« Fragen scharf wie Rasiermesser.
Nicole überlegte blitzschnell. D'Avallon hatte sich also nicht nur an den Professor um Hilfe gewandt, sondern auch an die Polizei. Das ließ alles in einem ganz anderen Licht erscheinen.
»Mein Name ist Nicole Duval«, sagte sie deshalb. »Ich bin die Sekretärin von Professor Zamorra. Sie haben vielleicht schon von ihm gehört.«
Die beiden Polizisten tauschten einen schnellen Blick.
»Professor Zamorra?« echote der Gendarm, der vor Nicole stand. »Kenne ich nicht. Wer soll denn das sein?«
Nicole hielt es für angebracht, die Wahrheit zu sagen. Wie es aussah, zogen sie, der Professor und die Polizei an einem Strick — im Interesse André d'Avallons. Sie unterrichtete die Beamten über die Person Zamorras, erzählte von dem unterbrochenen Telefonat, das Zamorra mit dem Gedankenleser geführt hatte, und ließ die Männer auch wissen, was sie hier im Apartment d'Avallons suchten.
Abschließend sagte sie: »Wenn Monsieur d'Avallon Sie gebeten hat, seine Wohnung im Auge zu behalten, dann wissen Sie vielleicht auch, von welcher Seite ihm Gefahr droht und wo er sich zur Zeit aufhält?«
»Nein«, sagte der Gendarm, »das wissen wir nicht.«
Er trat an den Sekretär und deutete auf die Papiere. »Das sind die Briefe, die vielleicht verraten können, wohin Monsieur d'Avallon gefahren ist?«
Nicole nickte.
Der Beamte blätterte sie durch. »Es gibt eine ganze Reihe von Möglichkeiten«, meinte er gedehnt. »Paris, Marseille…«
»Er könnte überall sein, ja. Aber Sie müßten doch Möglichkeiten haben, seinen Aufenthaltsort festzustellen. D'Avallon ist mit seinem

Wagen gefahren. Wenn Sie nach dem Fahrzeug fahnden…« Nicole wandte sich an die Hausmeisterin. »Madame Dabouille, Sie kennen nicht zufällig die Autonummer seines Simca?«

Die ältere Frau schüttelte spontan den Kopf, hielt dann aber inne. »Warten Sie, doch…«, sinnierte sie. »Die letzten drei Ziffern kenne ich. Sie sind ganz unverwechselbar. Neun, neun, neun! Da müßte doch…«

»Es ist keine Schwierigkeit für uns, die Autonummer eines Bürgers zu ermitteln«, machte der Beamte klar. »Gut, wir werden uns darum kümmern. In der Zwischenzeit, Mademoiselle Duval… wenn Sie etwas von Monsieur d'Avallon hören, lassen Sie es uns bitte wissen.«

Der Polizist nickte Nicole kurz zu und verließ dann zusammen mit seinem Kollegen die Wohnung.

Nicole wollte die Gendarmen noch auffordern, auf Zamorra zu warten. Als sie aber in den Treppenhausflur trat, war von den beiden schon nichts mehr zu sehen.

***

Alarmiert hatte Zamorra das Haus, in dem d'Avallons Apartment lag, wieder betreten. Die Hitzeentwicklung seines Amuletts war wieder größer geworden. Als die Aufzugskabine nach oben glitt, verstärkten sich die Schmerzempfindungen immer mehr.

Der Professor wußte, was das bedeutete: die Dämonen befanden sich im Haus!

In der Wohnung des Telepathen?

Sorge um Nicole durchzuckte Zamorra. Wenn er nur nicht zu spät kam! Fahr schneller, du dummes Ding! Er ertappte sich dabei, daß er den Aufzug laut angesprochen hatte.

Der Lift hielt schließlich in der obersten Etage. Und noch bevor die Kabinentür sich öffnete, war auf einmal nichts mehr. Schlagartig hatte das Amulett seine Aktivitäten eingestellt. Kühl wie ein Kieselstein aus der Loire ruhte es auf seiner Brust.

Dennoch war der Professor keineswegs beruhigt. Wenn die Scheusale aus der jenseitigen Welt Nicole nun schon etwas angetan hatten? Mit den Zähnen knirschend, sprang er aus der Kabine.

Mit großer Erleichterung fielen seine Blicke sofort auf Nicole. Das Mädchen stand in der Tür von d'Avallons Apartment und sah heil und unversehrt aus.

»Nicole!«

»Chef! Schade, daß du nicht ein paar Augenblicke früher gekommen bist.«

»Wegen der Dämonen, nicht wahr?« Zamorra eilte ihr entgegen.

Mit gefurchter Stirn sah sie ihn an.

»Dämonen?«

Ein paar Augenblicke später wußte der Professor, daß keine

Dämonen dagewesen waren. Wohl aber zwei Polizisten. Während sie das Apartment betraten, unterrichtete ihn seine Sekretärin über den Besuch der beiden Gendarmen.

Zamorra schüttelte den Kopf. »Das waren keine Polizisten, Nicole. Das waren Dämonen!«

»Aber Chef! Ich werde doch wohl noch einen Gendarmen von einem Dämon unterscheiden können.« Nicole trat an die Seite der Hausmeisterin. »Madame Dabouille, sagen Sie dem Professor…«

Heftig winkte Zamorra ab. »Ihr seid nicht die ersten, die diese beiden Dämonen als Polizisten angesehen haben.« Er berichtete von den Eindrücken der Leute unten auf der Straße.

Verständnislos zupfte Nicole an ihrer Unterlippe. »Aber wieso, Chef? Wieso sehen wir Gendarmen und du Dämonen?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte der Professor. Energisch schob er das Kinn vor. »Aber ich werde es hinausfinden! Das heißt, wenn ich dazu noch Gelegenheit bekomme.«

»Was meinst du damit, Chef?«

»Wir müssen die Sache realistisch sehen, Nicole. Du hast den Dämonen — pardon, den Polizisten — alles gesagt, was sie wissen wollten. Sie sind jetzt darüber informiert, daß ich, Professor Zamorra, ihr Gegner bin. Sie werden sich darauf einstellen, denn bekanntlich bin ich im Reich der Finsternis kein Unbekannter. Ich fürchte, wir können uns auf einiges gefaßt machen.«

Nicole schlug die Hand vor den Mund. »Oh Gott, Chef. Ich wollte doch nicht…«

»Mach dir keine Vorwürfe, Nicole. Du hast in bester Absicht gehandelt, als du diesen… Polizisten reinen Wein einschenktest. Aber noch ist nichts verloren. Wir werden uns jetzt schnellstens von hier entfernen. Falls die Dämonen zurückkommen, werden sie uns nicht mehr sinden.«

»Zurück nach Château de Montagne?«

»Nein«, sagte Zamorra. »Dort würden uns die Dämonen zuerst suchen. Und außerdem — wolltest du dir nicht in Paris eine neue Perücke kaufen?«

Das hatte Nicole in der Zwischenzeit ganz vergessen.

***

Zamorra und seine Sekretärin nahmen ein Doppelzimmer im Hotel Roi. Das Roi war ein kleines, aber sehr gutes Haus in der Nähe des Place de la Republique, in dem die beiden meistens abstiegen, wenn sie in Paris übernachten mußten.

Mit Madame Dabouilles Erlaubnis hatten sie die Briefe von André d’Avallons Sekretär mitgenommen. Professor Zamorra kam bald zu derselben Ansicht wie Nicole: ob und zu welchem seiner Briefpartner

der Telepath gefahren war, ließ sich nur raten.
Aber wozu gab es schließlich Telefon. Von ihrem Zimmer aus riefen Zamorra und Nicole nacheinander die Absender der Briefe an. Der Erfolg ihrer Bemühungen war allerdings mäßig. Mit Sicherheit konnten sie nur feststellen, daß d'Avallon weder bei dem Mädchen in Marseille noch bei Zamorras Professorenkollegen in Paris war. Den mit d'Avallon befreundeten Telepathen in England an den Telefonapparat zu bekommen, gelang ihnen nicht. Und auch bei der Universität in Heidelberg hatten sie kein Glück. Es war inzwischen früher Abend geworden, und das noch anwesende Universitätspersonal wußte nichts von d'Avallon.
»Außer Spesen nichts gewesen«, stellte Zamorra mißmutig fest. »Na ja, wäre vielleicht auch etwas viel Glück gewesen, wenn wir auf diese Weise etwas herausbekommen hätten.«
Auf Nicoles Gesicht, die ihm in einem kleinen Sessel gegenübersaß, lag ein nachdenklicher Zug. Sie beugte sich vor, nahm den Stapel Briefe in die Hand und blätterte ihn mehrmals durch.
»Da fehlt einer!« rief sie schließlich. »Was?«
»Ein Brief fehlt! Da war noch ein Schrieb, in dem jemand d'Avallon einlud, sich doch mal wieder bei ihm sehen zu lassen. Ich weiß es ganz genau.« Zamorra runzelte die Stirn. »Und wo soll der Brief geblieben sein? Ich bin sicher, wir haben alles mitgenommen, was auf dem Sekretär lag.«
Nicole schlug sich klatschend mit der flachen Hand gegen die Stirn.
»Ich hab's!« rief sie aus. »Die Gendarmen! Einer von ihnen hat die Briefe ebenfalls durchgewühlt. Er muß ihn einkassiert haben, ohne daß es mir aufgefallen ist.«
Der Professor pfiff durch die Zähne. »Das ist interessant, sehr interessant sogar. Ich könnte mir vorstellen, daß die Dämonen diesen Brief aus gutem Grund eingesackt haben. Was stand drin, Nicole? Und wer war der Absender?«
»Es stand nichts Besonderes drin. Nur daß d'Avallon doch mal wieder vorbeischauen solle. Aber wer der Absender war… Unheiliger Astabaal, es fällt mir nicht ein.«
»Denk nach, Nicole«, drängte Zamorra. »Es spricht alles dafür, daß dieser Brief der Schlüssel ist, den wir suchen.«
»Ja, ja, ich weiß.«
Nicoles hübsches Gesicht wurde starr vor Konzentration. »Der Name des Mannes fällt mir ganz bestimmt nicht mehr ein«, murmelte sie. »Aber der Ort liegt mir auf der Zunge. Warte mal… Limoges? Nein, das war es nicht. So was Ähnliches aber. Hilf mir mal auf die Sprünge, Chef!«
»Lima?« spekulierte Zamorra.
»Nein, nein, nicht so was Exotisches. Es war ein Ort in Frankreich. Ah

ja, ich glaube, jetzt weiß ich es. Limaux! Limaux hieß das Kaff.«

»Limaux?« wiederholte der Professor. »Nie gehört. Wo soll denn das liegen?«

»Ich weiß es auch nicht«, erwiderte Nicole. »Aber das müßte sich ja feststellen lassen.«

Sie griff zum Telefon und bat die Rezeption um eine Karte von Frankreich. Das Roi wurde seinem Ruf, ein Hotel zu sein, in dem man alles für die Gäste tat, gerecht. Wenige Minuten später schon brachte ein Page einen Autoatlas.

Nicole brauchte nicht lange, um Limaux zu lokalisieren.

»Ein kleines Städtchen in der Nähe von Epernay«, ließ sie Zamorra wissen.

Der Professor sprang von seinem Sessel hoch. »Epernay? Das liegt doch in der Champagne, nicht?«

»Richtig.«

»Na also! Erinnerst du dich an das, was die Hausmeisterin gesagt hat? D'Avallon wollte in das Land fahren, wo der Champagner fließt. Damit dürfte alles klar sein. André d'Avallon ist bestimmt nach Limaux gefahren. Die Dämonen wollten nicht, daß wir das herausfinden. Deshalb haben sie den Brief gestohlen. Sie haben lediglich nicht mit deinem guten Gedächtnis gerechnet.«

Trotz des Kompliments sah Nicole nicht zufrieden aus. »So gut ist mein Gedächtnis gar nicht«, wehrte sie ab. »Der Name des Absenders fällt mir nach wie vor nicht ein.«

»Ist vielleicht gar nicht so tragisch«, beschwichtigte Zamorra und setzte sich wieder. »Wir werden nochmals in d'Avallons Wohnung fahren. Wäre doch möglich, daß es noch andere Korrespondenz mit diesem Freund in Limaux gibt. Und wenn nicht, dann fahren wir einfach aufs Geratewohl nach Limaux. Hauptsache ist, wir wissen jetzt, wo wir zu suchen haben.«

Er erhob sich wieder von seinem Sessel. »Aber nicht mehr heute. Morgen ist auch noch ein Tag. Was hältst du jetzt von einem saftigen Châteaubriand mit Sauce Béarnaise?«

Nicole hielt sehr viel davon.

***

Stunden später…

Zamorra und Nicole lagen im Bett. Nicole schlief bereits. Ein stilles Lächeln lag auf ihrem Gesicht — Erinnerung an den Abend, der mit dem Châteaubriand noch nicht zu Ende gewesen war.

Auch der Professor hatte die Schwelle zum Reich des Schlafgottes schon fast überschritten, als das Zimmertelefon auf seinem Nachttisch leise, aber unüberhörbar lossummte.

Sofort war Zamorra wieder hellwach. Er griff nach dem Hörer und

meldete sich.

Der Nachtportier des Roi war am Apparat. »Monsieur le Professeur? Bitte entschuldigen Sie die Störung. Aber hier ist ein Herr bei mir, der unbedingt noch mit Ihnen sprechen möchte.«

»Was denn«, beschwerte sich der Professor. »Mitten in der Nacht? Der Mann soll morgen wiederkommen.«

»Das habe ich ihm auch geraten«, sagte der Hotelangestellte. »Aber der Herr meinte, es sei sehr wichtig. Es geht um einen Monsieur d'Avallon.«

Die Nachricht elektrisierte den Parapsychologen förmlich. »Geben Sie mir den Herrn mal an den Apparat«, forderte er den Nachtportier auf.

»Einen Augenblick bitte, Monsieur.«

Zamorra hörte Stimmengemurmel, das undeutlich aus der Muschel drang. Dann kam der Portier wieder.

»Monsieur le Professeur? Der Herr meint, das, was er mit Ihnen zu besprechen hätte, sei kein Thema für das Telefon. Er bittet Sie, nach unten zu kommen.«

Der Professor schwang bereits die Beine aus dem Bett.

»Bon, ich komme«, teilte er dem Rezeptionisten mit. »Äh, sagen Sie eins — der Mann, der mich sprechen will… Es handelt sich nicht zufällig um einen Gendarmen?«

Zamorras leiser Verdacht, daß sich einer der Dämonen in Polizistengestalt an ihn heranmachen wollte, bestätigte sich nicht. Der Portier teilte ihm mit, daß es sich bei dem Besucher um einen distinguiert aussehenden älteren Mann handelte.

Leise kleidete sich der Professor an. Nicole wurde nicht wach. Sie schlief wie immer tief und fest und wäre nur durch eine mittelstarke Bombenexplosion hochzuschrecken gewesen.

Zamorra schlüpfte aus dem Zimmer und fuhr mit dem Aufzug hinunter ins Erdgeschoß.

Es war sehr ruhig im Hotel. Zamorra sah keinen anderen Hotelgast. Nur aus der Bar klangen noch gedämpfte Stimmen herüber. Auch in der Empfangshalle hielt sich niemand auf. Außer dem Angestellten hinter der Rezeption.

Der Professor trat auf den Mann zu und blickte ihn fragend an. »Na, wo ist denn der Störenfried? Er wird doch nicht nach Hause gegangen sein?«

»Nein, Monsieur le Professeur«, sagte der Nachtportier. »Der Herr wartet drüben in der Coeur Noir-Bar auf Sie.«

»Danke.«

Während Zamorra die Hotelhalle durchquerte, fragte er sich, was der ganze geheimnisvolle Quatsch sollte. Wer war der Mann, der ihn aus dem Bett geholt hatte? Und warum wartete er beispielsweise nicht in der Hotelbar, sondern in einem fremden Lokal? Irgend etwas war faul

an der Sache, das hatte er ganz sicher im Gefühl. Es war durchaus nicht auszuschließen, daß die Dämonen ihn nach dem Verlassen von d'Avallons Apartment beobachtet hatten und ganz genau wußten, wo er geblieben war. Wollten sie ihm jetzt eine Falle stellen?

Nur eins sprach dagegen: sein Amulett war nicht aktiv geworden. Demnach befanden sich keine finsteren Mächte in unmittelbarer Nähe. Trotzdem machte sich der Professor nichts vor. Er mußte sehr, sehr vorsichtig sein.

Durch die Drehtür trat er auf die Straße. Es regnete noch immer leicht. Im Licht der Peitschenlampen sahen die Wassertropfen aus wie Schneeflocken. Es war nicht mehr viel los um diese späte Zeit. Nachtschwärmer glänzten durch Abwesenheit. Die Lichter in dem kleinen Bistro auf der anderen Straßenseite waren bereits ausgegangen, und das Kino daneben hatte das Eisengitter längst hinuntergelassen. Nur in der kleinen Bar, deren Wahrzeichen ein großes schwarzes Herz mit einem Silberpfeil in der Mitte war, schien noch Betrieb zu sein.

Zamorra blickte nach links, blickte nach rechts. Es kam kein Auto. Alle Wagen in seinem Blickfeld parkten am Straßenrand. Der Professor trat auf die Fahrbahn.

Er kam keine drei Schritte weit. Von einer Sekunde zur anderen drang plötzlich das Aufbrüllen eines Motors an seine Ohren. Im gleichen Augenblick fast löste sich ein Wagen aus der Reihe der geparkten Fahrzeuge und schoß mit Vollgas auf ihn zu.

Nur sein überdurchschnittliches Reaktionsvermögen rettete Zamorra. Gedankenschnell warf er sich rückwärts. Um Haaresbreite jagte der Wagen an ihm vorbei, so dicht, daß er den Luftzug spürte.

Der Professor war zu Boden gestürzt. Im rechten Oberschenkel spürte er einen stechenden Schmerz. Offensichtlich hatte er sich durch die Ruckartigkeit der Bewegung eine Zerrung zugezogen.

Nicht einen Herzschlag lang glaubte Zamorra, daß der Wagen versehentlich auf Kollisionskurs gegangen war. Ohne jeden Zweifel hatte es sich um einen heimtückischen Mordanschlag gehandelt.

Und der Mordbube gab sich mit seinem ersten gescheiterten Versuch nicht zufrieden. Mit quietschenden Reifen kam der Wagen zum Stehen. Bis jetzt waren die Lichter nicht eingeschaltet gewesen. Nun flammten die Heckscheinwerfer auf.

Wie ein Tiger, der sich auf ein Beutetier stürzt, sprang das Auto rückwärts, genau auf den am Boden liegenden Professor zu.

Zamorra stützte sich mit den Händen auf die nasse Fahrbahn, wollte sich hochdrücken und wieder zur Seite springen. Aber das schaffte er nicht. Der Straßenbelag war glatt wie Schmierseife. Zamorras Handflächen rutschten ab, und er fiel flach auf den Rücken. Dunkel wie der Tod tauchte die Rückfront des mörderischen Wagens vor ihm

auf. Silbern blinkte der Stern, das Markenzeichen der schweren Limousine.

Im allerletzten Sekundenbruchteil gelang es dem Professor, sich zur Seite zu wälzen. Das rechte Hinterrad überrollte einen Zipfel seines Jacketts. Dann war das Blechungeheuer wieder vorbei.

Und noch einmal versuchte es der Killer am Steuer. Genauer gesagt — die Killer. Der Professor sah im Licht einer Peitschenlampe, daß zwei Männer auf den beiden Vordersitzen saßen. Abermals wurde der Mercedes brutal abgebremst. Und schon kam er wieder nach vorn geschossen.

Diesmal war Zamorra vorbereitet. Er hatte es inzwischen geschafft, auf die Füße zu kommen. Geduckt kauerte er auf der Fahrbahn. Als der Kühlergrill unmittelbar vor ihm war, sprang er nicht zur Seite oder rückwärts. Den Schmerz in seinem gezerrten Oberschenkel ignorierend, federte er hoch. Sein Timing war hervorragend. Er landete genau auf der Haube des Mercedes.

Der Aufprall war grausam. Wie von einer eisernen Faust gepackt wurde der Professor gegen die Windschutzscheibe geschleudert. Er wußte, daß er sich nicht halten konnte. Aber er besaß noch genug Körperbeherrschung. Sein rechter Fuß flog nach vorne und krachte voll gegen die Scheibe. Hinter seinem Tritt steckte genug Wucht, um das Glas sofort zerspringen zu lassen. Ein Splitterregen ging auf die beiden Männer im Inneren des Fahrzeugs nieder.

Dann wurde Zamorra förmlich von der Kühlerhaube hinunterkatapultiert. Der Parapsychologe krümmte sich zusammen. Hart schlug er auf der Fahrbahn auf. Er hatte das Gefühl, daß sämtliche Knochen brachen und sich gleichzeitig durch die Haut bohren wollten. Aber er vermied das Schlimmste, indem er sich geschmeidig abrollte. Sein glänzend durchtrainierter Körper bot dem Asphalt deshalb nur eine relativ geringe Angriffsfläche. Dennoch blieb er benommen und schwer angeschlagen auf der nassen Straße liegen.

Seine Sinne funktionierten nicht mehr richtig. Undeutlich sah er, wie der Mercedes außer Kontrolle geriet, quer über die schlüpfrige Fahrbahn schlidderte und schräg gegen ein geparktes Fahrzeug prallte. Laut krachte und knirschte es, als sich Metall in Metall bohrte. Der Mercedes wurde herumgeschleudert, knallte mit dem Heck gegen einen zweiten Wagen, drehte sich um seine eigene Achse und kam schließlich völlig verbeult und fahrunfähig zum Stillstand.

Der Lärm war nicht ungehört geblieben. Aus der Coeur Noir-Bar kamen Leute gestürmt. Der Nachtportier des Roi erschien auf der Straße. In diversen Häusern der Nachbarschaft flammten Lichter auf, und Köpfe zeigten sich in den Fenstern. Aufgeregte Rufe schallten durch die Nacht.

Mehrere Männer eilten auf den verunglückten Mercedes zu. Andere

kümmerten sich um den Professor. Aber das bekam er nicht mehr mit, denn er hatte inzwischen das Bewußtsein verloren.

***

Auch Nicole Duval wurde wach.

Es war nicht der Krach unten auf der Straße, der sie aus dem Schlaf gerissen hatte. Den hätte sie auch nicht hören können, wenn sie ein Mensch gewesen wäre, den jedes Fliegengesumm im Schlaf störte. Ihr und Zamorras Zimmer lag nämlich nach hinten raus und wurde zu keiner Zeit durch Straßenlärm beeinträchtigt.

Der Grund ihres Erwachens war ein anderer. Welcher, wußte sie im ersten Augenblick gar nicht zu sagen. Sie spürte nur ein plötzliches Unwohlsein, einen seltsamen Druck im Kopf. Und sie hatte unbegreifliche Angstgefühle.

Automatisch tastete sie mit der Hand nach dem Professor. Zu ihrer großen Überraschung fand sie seine Hälfte des Bettes leer.

»Chef!«

Ihre Angstgefühle verstärkten sich. Abrupt fuhr sie aus den Kissen hoch. Ihre Rechte ging zur Nachttischlampe und knipste sie an.

Matter Lichtschein erfüllte das Zimmer.

Ja, ihr erster Eindruck bestätigte sich. Der Chef lag nicht neben ihr. Nicole ließ ihre Blicke durch das Zimmer schweifen.

Und dann saß sie wie vom Donner gerührt da.

Am Fußende des Bettes stand ein Mann. Ein älterer Mann, mittelgroß, mit graumelierten Schläfen, gekleidet wie ein Comte der alten Schule. Ein distinguierter, würdiger Herr, der Vertrauen eingeflößt hätte, wenn nicht seine Augen gewesen wären. Erechreckende, beängstigende Augen waren es, Augen, aus denen gleichzeitig die eisige Kälte des Nordpols und die brennende Glut eines höllischen Feuers zu leuchten schienen.

»Wer… wer sind Sie?« stammelte Nicole.

Der Mann antwortete nicht, starrte sie nur unverwandt mit seinen unheimlichen Augen an. Kein Muskel bewegte sich in seinem merkwürdig starren Gesicht.

Krampfhaft kämpfte Nicole gegen ihre Furcht an, bemühte sieh, ihrer Stimme einen festen Klang zu geben.

Es gelang ihr nicht ganz. Da war ein leichtes Zittern in ihren Worten, als sie fragte: »Wie kommen Sie überhaupt herein? Und was wollen Sie?«

Wieder antwortete der geheimnisvolle Besucher nicht. Mit langsamen, völlig geräuschlosen Schritten verließ er seine Position am Fußende des Bettes und trat ganz dicht an Nicole heran.

Unwillkürlich wich das Mädchen zurück. Nicht weit allerdings, denn die Zimmerwand, an der das Bett stand, gebot ihr Einhalt. Ihr Herz

klopfte zum Zerspringen, und sie spürte, wie ihr der kalte Schweiß auf die Stirn trat. Ihre Lippen formten Worte, aber sie brachte keinen Ton mehr hervor. Die unheimlichen Augen des Mannes hatten sie völlig in ihren Bann geschlagen. Animalische Angst sprang sie an, lähmte ihre Glieder. Verzweifelt versuchte sie, die Augen niederzuschlagen, um diesem zwingenden Blick des Mannes zu entgehen. Aber die Muskeln der Augäpfel und Lider gehorchten ihr nicht mehr. Sie war völlig hilflos, zur absoluten Untätigkeit verurteilt.

Die Augen des Besuchers wurden immer unheimlicher. Sie schienen sich zu vergrößern, schienen sich von dem Mann zu lösen, schienen sich zu verselbständigen, Nicole sah nichts anderes mehr, sah nur noch diese furchtbaren Augen, die jetzt das ganze Zimmer auszufüllen schienen.

Nicole war, als würde sie in die riesigen, leuchtenden Pupillen hineinstürzen wie in einen Brunnen, der keinen Boden hatte. Wieder versuchte sie, sich gegen das zu wehren, was mit ihr geschah. Aber es war völlig aussichtslos. Tiefer und tiefer stürzte sie in diesen Abgrund, der schwärzer war als die Nacht und einsamer als die Leere des Raums zwischen den Sternen.

Und dann hörte sie eine Stimme, eine Stimme, die völlig tonlos war und ihr doch lauter vorkam als alle Sinfonieorchester der Welt.

»Höre mich an, Nicole Duval! Du wirst alles tun, was ich von dir verlange…«

***

Lange konnte die Bewußtlosigkeit nicht gedauert haben, in die Zamorra gefallen war. Als er die Augen aufschlug, sah er zwei Männer, die sich über ihn beugten. Sie hatten ihn in sitzender Haltung an eine Hauswand gelehnt und redeten leise miteinander.

Der Professor fühlte sich saumäßig. Es gab kaum eine Stelle an seinem Körper, die nicht schmerzte. Am unangenehmsten empfand er ein heftiges Pochen am Hinterkopf. Er streckte die Hand aus und fuhr sich über die betreffende Stelle. Nicht unerwartet ertasteten seine Finger eine schwellende Beule.

Die beiden hilfreichen Samariter wurden sofort aufmerksam.

»Vorsicht, Monsieur«, warnte der eine. »Sie sollten sich nicht bewegen. Der Krankenwagen ist gleich da.«

»Krankenwagen, ach was«, widersprach Zamorra. »Die Polizei muß her! Das war kein normaler Unfall. Das war ein eiskalter Mordversuch.«

»Ja«, sagte der Mann, »das ist bereits von einem Augenzeugen bestätigt worden. Der Zeuge hat vom Fenster seines Hauses alles ganz genau gesehen. Die Killer wollten sie plattwalzen, ja?« Zamorra nickte und machte Anstalten aufzustehen. Mit einiger Mühe gelang es ihm,

sogar ohne daß ihm die beiden Männer dabei helfen mußten. Ihm war ein bißchen schwindlig, aber ansonsten hatte er keine großen Schwierigkeiten. Gebrochen war nichts. Es schien, daß er mit einigen Prellungen und Hautabschürfungen davongekommen war.

Das Mercedeswrack stand auf der anderen Straßenseite. Ein bißchen schwankend noch, aber mit jedem Schritt an Sicherheit gewinnend, überquerte der Professor die Fahrbahn. Ein Kreis von Leuten drängte sich um das Fahrzeug, das ihm beinahe zum Verhängnis geworden war.

Als er herankam, entstand eine Lücke in dem Menschenkreis.

»… der Mann, den sie auf die Rolle nehmen wollten«, hörte Zamorra einen Mann sagen. Der Mann, wahrscheinlich der Augenzeuge, von dem die anderen gesprochen hatten, trug einen Regenmantel, unter dem ein Pyjama hervorlugte.

Zamorra interessierte sich nicht für ihn. Seine Aufmerksamkeit galt mehr dem jüngeren Mann im Sportsakko, der sich in leicht verkrümmter Haltung gegen den Mercedes lehnte und ein blutdurchtränktes Taschentuch gegen die Stirn preßte.

»Ist das der Fahrer?« fragte der Professor einen der Umstehenden.

Die Frage wurde bejaht.

Zamorra trat auf den jüngeren Mann zu. Er sah nicht aus wie ein kaltblütiger Mörder. Ganz im Gegenteil. Wie er da so stand, blutend, verwirrt, fast ängstlich, so als befürchte er, von den Leuten ringsum verprügelt zu werden, erschien er dem Professor wie ein Häufchen Unglück.

»Warum haben. Sie es getan?« fragte Zamorra.

Der andere blickte ihn unsicher an. »Ich verstehe Sie nicht«, antwortete er gepreßt. Er sagte diese Worte nicht in französischer, sondern in deutscher Sprache.

Zamorra warf einen schnellen Blick auf das Nummernschild des Mercedes. Er hatte eine Nummer der Bundesrepublik Deutschland. K wie Köln. Der Fahrer des Mordwagens war also ein Deutscher.

Der Professor beherrschte die Sprache des Nachbarlandes perfekt. Er wiederholte seine Frage auf deutsch.

»Habe ich was getan?« fragte der Deutsche zurück. »Meinen Wagen in eine Ziehharmonika verwandelt?«

»Sie wissen genau, was ich meine«, sagte Zamorra. »Sie wollten mich überfahren, ganz bewußt. Sie wollten mich umbringen. Warum?«

Das Gesicht des Mannes wurde zu einem großen Fragezeichen.

»Was… was reden Sie da? Ich Sie umbringen? Warum sollte ich so etwas tun?«

»Das frage ich Sie, mein Herr!«

»Unsinn!« sagte der andere heftig. »Es war ein Unfall, Künstlerpech. Obgleich…«

»Obgleich?«

»Ich kann mich nicht erinnern. Dabei habe ich gar nicht viel getrunken in dieser verdammten Bar. Es ist mir völlig unverständlich, wieso… Sie sagen, ich hätte versucht, Sie ganz bewußt zu überfahren?«

»Dreimal«, bestätigte der Professor.

Der Deutsche gab einen unverständlichen Laut von sich. Er machte eine halbe Drehung und blickte in den Wagen hinein.

»Karl…« Erst jetzt sah Zamorra, daß sich der zweite Mann noch im Fahrzeug befand. Er lag lang ausgestreckt auf den zusammengedrückten Vordersitzen. Den Zuruf seines Freundes nahm er nicht zur Notiz. Offensichtlich war er bewußtlos.

Der Professor ergriff wieder die Initiative. »Sie wollen also behaupten, daß Sie überhaupt nicht wissen, was passiert ist?« fragte er den jungen Mann mit der blutenden Stirn.

»Ja, ja«, erwiderte dieser beinahe heftig. »Karl und ich, wir kamen aus dieser Bar da heraus. Und dann…« Der Deutsche zuckte die Achseln, schwieg.

»Und dann?« drängte Zamorra.

»Ich weiß es nicht, verdammt! Meine Erinnerung setzte erst wieder ein, als ich mit brummendem Schädel auf dem Pflaster vor meinem Wagen lag. Dann kamen all diese Leute und schrien auf mich ein…«

Während er redete, hatte der Professor ihn scharf beobachtet, hatte er jede Nuance in seinem Gesicht registriert.

Und er gewann den Eindruck, das der junge Mann nicht log, daß er wirklich nicht wußte, wie knapp er daran vorbeigekommen war, ein Mörder zu werden.

Ein Gedanke begann in Zamorra zu reifen. Er zog die Möglichkeit in Betracht, daß der Deutsche unter fremden Einfluß gehandelt hatte.

»Versuchen Sie, sich zu erinnern«, sagte er. »Nachdem Sie und Ihr Freund die Bar verlassen hatten… haben Sie da mit jemandem gesprochen? Vielleicht mit einem… distinguiert aussehenden älteren Herrn? Oder auch mit einem Polizisten?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Wir haben mit keinem Polizisten gesprochen. Wir haben überhaupt mit niemandem gesprochen. Allerdings…«

»Ja?«

»Ganz dunkel erinnere ich mich an einen Mann, den wir gesehen haben, als wir auf die Straße traten. Möglich, daß er schon älter war. Er kam uns entgegen und…« Achselzucken. »Ich kann mich an nichts weiter erinnern, tut mir schrecklich leid.« Langsam begann Zamorra klarzusehen. Der Kerl, der ihn aus dem Hotelzimmer gelockt hatte, mußte seine Finger im Spiel haben.

Der Kerl!

War es überhaupt ein ›Kerl‹ gewesen? Nicht viel eher ein Dämon, der das Bewußtsein der beiden Deutschen vergewaltigt hatte? Ja, je länger er darüber nachdachte, desto wahrscheinlicher erschien ihm diese Überlegung.

Sirenengeheul wurde jetzt in der Ferne hörbar, kam schnell näher. Wenig später waren ein Streifenwagen und eine Ambulanz zur Stelle.

Zamorra schlug ärztliche Hilfe aus. Er brauchte sie nicht. Wohl aber die beiden Deutschen, insbesondere der Bewußtlose im Wagen, den der Aufprall ziemlich schwer verletzt zu haben schien.

Das Protokoll, das die Polizisten aufnehmen mußten, brachte er so schnell wie möglich hinter sich. Er sagte nichts davon, daß ein Mordanschlag auf ihn verübt worden war, strafte den Mann im Pyjama, der alles gesehen haben wollte, sogar Lügen. Nach der Lage der Dinge waren die beiden Deutschen für die mörderische Aktion nicht verantwortlich.

Eine Weile später konnte er ins Hotel Roi zurückkehren.

Nicole schlief. Zamorra lächelte. Er beneidete seine Freundin um ihren gesunden Schlaf. Sie hatte überhaupt nicht mitbekommen, daß er das Zimmer verlassen hatte und beinahe ums Leben gekommen wäre. Er hatte auch nicht vor, sie jetzt zu stören. Morgen früh konnte er ihr alles erzählen.

Jetzt, wo alles vorbei war, wurde er sich wieder der Schmerzen bewußt, die seinen Körper hier und dort plagten. Er hatte jetzt nur noch einen Wunsch: Schlafen und sich erholen.

Er kleidete sich aus, ging noch einmal kurz ins Bad und legte sich dann hin.

Kurz darauf sank er Morpheus in die Arme.

Was er nicht wußte, war, daß Nicole Duval keineswegs tief und fest schlief.

Als Zamorra das Licht der Nachttischlampe gelöscht hatte, waren ihre Augen aufgegangen. Und als sie sein leichtes Schnarchen vernahm, schlug sie ganz vorsichtig die Bettdecke zurück und erhob sich aus den Kissen.

Ein seltsamer Ausdruck lag in ihren Augen.

***

Lautlos knipste Nicole Duval die Nachttischlampe an. Mit starrem Blick betrachtete sie den schlafenden Professor. Die leichten Blessuren, die er von dem Zusammenstoß mit dem Mercedes davongetragen hatte, nahm sie gar nicht wahr. Sie registrierte lediglich, daß ihn der Lichtschein und ihr Aufstehen nicht aufgeweckt hatten. Er schlief weiter.

Das genügte ihr aber nicht. Sie mußte ganz sicher sein, daß er auch in den nächsten Minuten nicht die Augen aufschlug.

Auf leisen Sohlen schlich sie zur Fensterbank, auf der eine mit Trockenblumen gefüllte Vase stand. Die Vase war aus Metall und sah ziemlich schwer aus. Nicole nahm die Blumen aus dem Gefäß. Es raschelte und knisterte. Ein schneller Blick auf den Professor bestätigte ihr aber, daß er nichts gehört hatte und ruhig weiterschlief.

Nicole nahm die Vase in die Hand, packte sie am unteren Ende. Dann trat sie ans Bett heran und beugte sich über ihren Chef. Sie hob die Hand und ließ die Vase auf seinen Schädel niederkrachen.

Zamorra ächzte. Auf seiner Stirn war die Haut aufgeplatzt. Bluttropfen traten hervor. Seine Augenlider begannen zu zucken.

Ohne zu zögern, schlug Nicole zum zweiten Mal zu. Diesmal gab der Professor keinen Laut von sich. Schlaff und ruhig lag sein Körper da. Nur das Heben und Senken seiner Brust verrieten, daß er überhaupt noch lebte.

Nicole stellte das zweckentfremdete Blumengefäß auf den Nachttisch. Anschließend beugte sie sich erneut über Zamorra. Ihre Hände griffen nach der dünnen Goldkette, die an seinem Hals hing. Geschickt streifte sie ihm die Kette, an der sein magisches Amulett baumelte, über den Kopf. Zamorra merkte nichts, lag noch immer totengleich da.

Das Mädchen trat mit völlig ausdruckslosem Gesichtsausdruck zurück. Sie steckte den Talisman in das kleine Brusttäschchen ihres bonbonfarbenen Negligés. Danach wandte sie sich ab, schlüpfte in ihre Schuhe und ging zum Kleiderschrank. Sie holte ihren Regenmantel hervor und zog ihn über. Ohne auch nur noch einen einzigen Blick auf den Professor zu werfen, verließ sie das Zimmer und fuhr mit dem Aufzug nach unten.

Als sie die Hotelhalle durchquerte, schreckte der Nachtportier aus seinem Dämmerdasein hinter der Rezeption hoch. Sein erstaunter Blick traf die junge Frau, die wie eine Mondsüchtige der Drehtür entgegenstrebte.

Nicole beachtete den Mann nicht. Zielstrebig drängte sie sich in die Tür und trat hinaus auf die nächtliche Straße. Dann blieb sie vor dem Hotel stehen — in abwartender Haltung.

Lange brauchte sie nicht zu warten.

Wie aus dem Nichts gekommen stand plötzlich ein Mann vor ihr. Ein würdiger Herr mit graumelierten Schläfen. Auffordernd streckte er die Hand aus.

Nicole griff in ihre Brusttasche, holte Zamorras Amulett hervor und reichte es wortlos dem Mann.. Dann verfiel sie wieder in ihre abwartende Haltung.

Der würdige Herr sah sie mit seinen brennenden Augen an und sagte: »Höre mich an Nicole Duval! Du wirst jetzt wieder in dein Hotelzimmer zurückkehren. Und dann wirst du Professor Zamorra töten. Hast du mich verstanden?«

»Ich werde Professor Zamorra töten«, antwortete Nicole mit tonloser Stimme.

»So gehe jetzt!« sagte der Mann. Sekunden später war er verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt.

Das Mädchen betrat das Hotel wieder, ging durch die Halle. Der Nachtportier rief ihr etwas zu. Sie nahm davon keinerlei Notiz, sondern setzte ihren Weg fort.

Kurz darauf war sie wieder in ihrem Hotelzimmer. Ein schneller, prüfender Blick auf den nach wie vor bewegungslos daliegenden Professor, dann ging sie ins Badezimmer.

Auf der Ablage über dem Waschbekken lag ihr Reisenecessaire. Sie öffnete es und entnahm ihm eine kleine, aber messerspitze Nadel schere. Ihre Hand schloß sich um die Schere wie um einen Faustkeil. Anschließend ging sie ins Zimmer zurück und trat an das Bett des Professors.

Mit geschlossenen Augen und blutender Stirn lag Zamorra vor ihr in den Kissen.

Nicole hob die Hand. Ihre Augen visierten die Kehle des Parapsychologen an…

***

Die Jubiläumsfeier des Tennisclubs von Limaux war in vollem Gange. Am frühen Abend hatte sie begonnen. Jetzt war Mitternacht bereits vorbei, aber noch immer dachte keines der feiernden Mitglieder daran, nach Hause zu gehen.

Die Stimmung im kleinen Saal des Hotel »Reims« schlug hohe Wellen. Und es war nicht, zuletzt der reichlich fließende Champagner, der die allseits gute Laune anheizte.

Bei aller Ausgelassenheit benahm sich jedoch niemand daneben. Der Club nahm nur Mitglieder auf, die über Geld und Kultur verfügten. Und alle waren darauf bedacht, ihren guten Ruf zu bewahren.

Auguste Verlaine, seines Zeichens einflußreicher Stadtrat, war es, der plötzlich eine ungewohnte Note in die heitere Tischrunde brachte.

Er stieß den Champagnerfabrikanten Cernet, der neben ihm saß, an und sagte: »Du, Arthur, sieh mal, wie unser Apotheker die ganze Zeit auf den Busen deiner Frau starrt. Ich glaube, deine Antoinette gefällt ihm sehr. Und er scheint ihr auch zu gefallen.«

Arthur Cernet war ein bißchen peinlich berührt. Seine Frau war dreißig Jahre jünger als er, und er wußte recht gut, daß es für Antoinette in gewisser Beziehung einen idealeren Ehemann gegeben hätte als ihn. Er ging nicht auf die Anspielung des Stadtrats ein, sondern griff nach seinem Champagnerglas und führte es scheinbar gleichmütig zum Mund.

René Laval, der Apotheker, hatte wohl mitbekommen, daß von ihm

die Rede gewesen war.

»Was haben Sie gesagt, Monsieur Verlaine?« fragte er.

Laval war ein Mann Anfang dreißig. Er sah gut aus und hätte ohne weiteres auch als Modell für Herrenmoden Karriere machen können.

Der Stadtrat lächelte süffisant. »Ich sagte gerade zu Arthur, daß Sie offensichtlich großen Gefallen an seiner Frau gefunden haben.«

Einen Augenblick schien Laval verlegen. Dann lächelte auch er. »Warum soll ich es leugnen?« antwortete er. Und galant fügte er hinzu: »Madame Cernet ist eine séhr schöne Frau.«

Antoinette Cernet wurde ein bißchen rot und schlug ihre Augen nieder.

Der alte Ducasse, ein Konkurrent Arthur Cernets, kicherte. »Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib!« zitierte er. Vom Alkohol beflügelt, kamen seine Worte ziemlich laut. Jeder am Tisch hatte sie verstanden.

Alle Unterhaltungen erstarben. Schlagartig war es ganz ruhig im Saal.

In die Stille hinein sagte der Stadtrat: »Warum soll man eigentlich nicht seines Nächsten Weib begehren? Was, Monsieur Laval? Sie sind doch scharf auf die schöne Antoinette, oder?«

»Monsieur Verlaine!« Antoinette Cernet funkelte den Stadtrat an.

Auch der Apotheker äußerte sich. »Ich muß mich doch wundern, Monsieur Verlaine!«

Arthur Cernet wollte nicht zurückstehen. Schließlich war Antoinette seine Frau.

»Du hast zuviel getrunken, Auguste«, wies er den Stadtrat zurecht. »Du solltest nach Hause gehen, anstatt hier dumme Reden zu führen.«

Das Lächeln des Stadtrats hatte sich verstärkt. »Dumme Reden?« wiederholte er. »Das sind keine dummen Reden, sondern Wahrheiten. Laval ist scharf auf Antoinette, und Antoinette ist scharf auf ihn. Und? Ist doch nur natürlich. Ein junger Mann und eine junge Frau — die beiden passen zusammen. Warum verklemmt sein? Warum längst überholten Moralvorstellungen verhaftet sein? Warum sollen Sie es nicht miteinander treiben, wenn ihnen danach zumute ist?«

Das Schweigen, das sich jetzt am Tisch ausbreitete, kam dem eines nächtlichen Friedhofs gleich. Aber es hielt nicht lange an. Gedämpftes Stimmengemurmel wurde laut.

»Ja, warum eigentlich nicht?« ließ sich dann der Apotheker vernehmen. »Was ist tatsächlich dabei? Antoinette, was sagen Sie dazu?« Mit offenem Verlangen starrte er auf das großzügige Dekolleté der jungen Frau.

Diese nickte langsam. »Im Grunde genommen…«

Der Apotheker stieß seinen Stuhl zurück. »Komm, reizende Antoinette! Wir werden ja wohl noch ein Zimmer in diesem Hause

bekommen…«

Auch Antoinette Cernet stand auf. Vielversprechend lächelte sie Laval an.

Wenige Augenblicke später verließen die beiden gemeinsam den Saal.

Und plötzlich fand keiner der Zurückbleibenden mehr etwas Ungewöhnliches daran.

***

In eigenartig verkrümmter Haltung stand Nicole Duval vor dem schlafenden Professor. Ihre Hand, die die mörderische Schere hielt, war noch etwa einen halben Meter vom Hals Zamorras entfernt, als sie auf einmal mitten in der Luft hängenblieb. Nicole hatte die Empfindung, als sei da plötzlich eine unsichtbare Kraft, die ihren Arm festhielt, um zu verhindern, daß die. Scherenspitze auf Zamorra niederzuckte.

Schweißtropfen traten auf Nicoles Stirn. Ihr hübsches Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse. Sie wäre selbst entsetzt gewesen, wenn sie sich in diesem Augenblick im Spiegel gesehen hätte.

Sie mußte den Befehl, den sie bekommen hatte, ausführen! Sie mußte Zamorra töten!

Verbissen kämpfte sie gegen die hemmende, unsichtbare Kraft an. Millimeter um Millimeter senkte sich die Scherenspitze. Sie kroch förmlich der Kehle ihres Chefs entgegen, hatte sie jetzt fast erreicht.

Wenige Zentimeter noch…

Diese letzten Zentimeter schaffte sie jedoch nicht. Die Scherenspitze zitterte, senkte sich aber nicht noch weiter nach unten.

Verzweifelt stöhnte Nicole auf — so laut, daß der Professor erwachte.

Seine Augen wurden groß, als er die blinkende Metallspitze so dicht über sich sah. Er reagierte verblüffend schnell. Nichts war davon zu spüren, daß er erst Sekundenbruchteile zuvor seine Bewußtlosigkeit abgeschüttelt hatte.

Sein Kopf und sein Oberkörper schnellten zur Seite. Dann ruckte er hoch. Seine Rechte schoß vor wie der Kopf einer Viper und packte Nicoles Unterarm.

»Nicole!« Sein Ausruf drückte Erstaunen und Entsetzen gleichermaßen aus.

Seine Sekretärin ging nicht auf den Aufschrei ein. Sie wehrte sich gegen die Hand, die ihr Handgelenk umklammerte, wehrte sich mit erstaunlicher Kraft.

Trotz seines angeschlagenen körperlichen Zustands war Zamorra um ein Mehrfaches stärker als das grazile Mädchen. Dennoch schaffte er es nicht, ihr die Schere zu entwinden.

Er blickte ihr in das maskenhaft verzerrte Gesicht, blickte in ihre

starren Augen. Schnell ahnte er, was mit ihr los war.

Ohne ihre Hand loszulassen, holte er mit der Linken aus und versetzte ihr eine schallende Ohrfeige. Es knallte, als sei ein Sektkorken aus der Flasche geflogen. Nicole torkelte zurück und wäre schwer zu Boden gestürzt, wenn sie der Professor nicht festgehalten hätte.

Der harte Schlag in ihr Gesicht, der Zamorra selbst in der Seele wehtat, zeigte Wirkung.

Der seelenlose Ausdruck in Nicoles Augen verflüchtigte sich. Die Muskeln in ihrem verkrampften Gesicht lockerten sich. Sie wurde wieder sie selbst.

»Chef, was tust du?«

Ihr Blick fiel auf ihre Hand, fiel auf die zum Stoß erhobene Schere. Ein erstickter Schrei kam aus ihrer Kehle. Wie eine glühende Kohle ließ sie die Schere fallen.

»Chef!«

Zamorra zog sie sanft zu sich heran.

»Nicole, Gott sei Dank!«

Nicole sank auf die Bettkante. Ihr Blick huschte über sein Gesicht.

»Unheiliger Astabaal! Wie siehst du aus? Du blutest ja! Was… was ist hier passiert?«

»Blut?« wunderte sich Zamorra. Er ließ Nicole los und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Rotbefleckt zog er sie zurück.

»Teufel auch«, murmelte er. Und lauter: »Ich fürchte, meine liebe Nicole, dieses kleine Andenken habe ich dir zu verdanken.«

Das Mädchen war entsetzt. »Mir? Aber wieso…«

»Als ich zu mir kam, hocktest du über mir wie ein Raubvogel und warst im Begriff, mir diese Schere in den Hals zu jagen. Ich hatte allerdings den Eindruck, als ob du dir noch nicht ganz schlüssig warst, ob du es wirklich tun solltest.«

Verständnislos schüttelte Nicole den Kopf. Erst jetzt schien sie zu bemerken, daß sie Mantel und Schuhe trug. Ihre Fassungslosigkeit wurde immer größer.

»Ha… habe ich das Zimmer verlassen?« fragte sie hilflos wie ein kleines Kind.

»Daran dürfte nicht zu zweifeln sein, meine Liebe. Dein Haar ist feucht, und auf dem Mantel sieht man noch deutlich die Regentropfen. Warte, das haben wir gleich.«

Zamorra griff nach dem Zimmertelefon. Der Nachtportier meldete sich, und der Professor sprach kurz mit ihm. Dann legte er den Hörer wieder auf. Ein sehr, sehr nachdenklicher Zug war in sein Gesicht getreten.

»Wie ich es mir schon dachte«, sagte er langsam. »Du warst unten. Der Portier sagt, daß du wie eine Traumwandlerin durch die Halle

gegangen bist. Er ist neugierig geworden und dir nachgegangen. Er hat dich auf der Straße gesehen — im Gespräch mit einem Mann!«

»Was für einem Mann?«

Zamorra lächelte verkniffen. »Einem guten, alten Bekannten von mir. Ich habe ihn zwar nie persönlich getroffen, aber…« Er berichtete ihr von seinem eigenen nächtlichen Abenteuer.

Entsetzen prägte Nicoles Gesicht. »Ich habe nicht die geringste Erinnerung an diesen Mann«, sagte sie fast tonlos.

»Das hatte der Deutsche, der mich mit seinem Mercedes erledigen wollte, auch nicht. Ich stelle mir die Sache folgendermaßen vor. Der distinguierte, ältere Herr, bei dem es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um einen Dämonen handelt, hat zuerst den beiden Deutschen seinen Willen aufgezwungen. Durch eine Art Hypnose, wie ich annehme. Er hat ihnen den Befehl erteilt, mich zu töten. Und als er erkannte, daß sein Plan fehlgeschlagen war, hat er sofort einen zweiten Versuch unternommen, mich umzubringen. Diesmal warst du das Werkzeug. Er hat dabei nur eins nicht berücksichtigt: Die meisten Menschen haben in ihrem Innersten eine Hemmnisschwelle, in Hypnose Dinge zu tun, die ihnen im Wachzustand völlig unmöglich wären. Jemanden zu töten, beispielsweise. Diese Hemmnisschwelle scheint auch in dir wirksam geworden zu sein. Du hast gezögert, mir die Schere in den Hals zu bohren. Und bevor du deine Skrupel überwinden konntest, bin ich zu mir gekommen. Gerade noch rechtzeitig, zum Glück.«

Zamorra sah den leidenden Ausdruck in Nicoles Gesicht. Liebevoll legte er den Arm um sie.

»Mach dir keine Sorgen mehr, Nicole«, sagte er warm. »Es ist ja alles gutgegangen.«

Kurz darauf erkannte er, daß keineswegs alles gutgegangen war. Das war in dem Moment, in dem er merkte, daß sein Amulett verschwunden war.

***

In den restlichen Stunden der Nacht machte Professor Zamorra kein Auge mehr zu.

Ihm war, um es milde zu sagen, unbehaglich. Unbehaglich in der Gegenwart der Frau, die er liebte, der er mehr vertraute als jedem anderen Menschen in der Welt. Normalerweise. Aber nicht in dieser Nacht.

Sie war es gewesen, die ihm das Amulett weggenommen hatte. Daran zweifelte er keine Sekunde. Der Verlust des Amuletts war eine böse Sache für ihn, schlimmer vielleicht noch, als wenn er das Augenlicht oder das Hörvermögen verloren hätte. Er war nicht mehr in der Lage, die Nähe finsterer Mächte wahrzunehmen, konnte keine Warnungen

mehr empfangen.
Und er war somit nicht imstande, mit Sicherheit zu sagen, ob Nicole sich nicht doch verändert hatte. Hielt die Hypnosewirkung, nur zeitweilig unterbrochen, noch an? Stand sie noch unter dem Einfluß des Bösen? War sie tatsächlich vielleicht sogar ein Dämon, täuschend echt nachgeahmt wie die beiden Gendarmen und der distinguierte ältere Herr?
Je weiter die Nacht fortschritt, desto sicherer wurde er jedoch, daß sie wieder die alte war. Sie lag neben ihm im Bett und schlief. Ihr Schlaf war äußerst unruhig. Sie wälzte sich von einer Seite auf die andere, sprach ein paarmal im Schlaf und schreckte auch mehrmals hoch, wie von schrecklichen Alpträumen geplagt. Gerade diese für Nicole untypische Verhaltensweise überzeugte den Prosessor. Wäre etwas Unechtes an ihr gewesen, dann hätte sie sich wahrscheinlich so verhalten wie immer, hätte geschlafen wie ein Murmeltier, um ihn in Sicherheit zu wiegen. So jedoch… Ja, er glaubte schließlich, daß sie nicht mehr von dämonischen Kräften beherrscht wurde.
Trotzdem blieb er, um ganz sicher zu sein, die ganze Zeit über wach. Dabei gab er sich jedoch den Anschein, als sei er ebenfalls in einen unruhigen Schlaf gefallen. Die Tatsache, daß Nicole während dieser vorgetäuschten Schlafperiode keine Anstalten machte, ihm nach dem Leben zu trachten, überzeugte ihn zusätzlich von ihrer Vertrauenswürdigkeit.
Schließlich kam der Morgen…

***

Die Zweigstelle der Banque d’Epernay in Limaux hatte vor wenigen Minuten geöffnet.
Serge Rocheaux, der Kassierer, war noch dabei, Scheine und Münzen griffbereit zu sortieren, als bereits der erste Kunde vor seinem Schalter erschien. Rocheaux blickte nicht sofort hoch, sondern sortierte erst einmal weiter. Es war immer seine Devise gewesen, nichts zu überstürzen.
Schließlich sah er auf.
Und starrte in die dunkle Mündung einer großkalibrigen Waffe.
Der Kassierer war total verblüfft. Seit mehr als zehn Jahren saß er am Kassenschalter der Bank. Und nicht ein einziges Mal während dieser Zeit hatte es einen Überfall gegeben. Und jetzt… er konnte es noch gar nicht richtig glauben.
Dennoch war an den ernsten Absichten des Mannes vor dem Schalter nicht zu zweifeln. Der Mann trug einen ziemlich abgerissen aussehenden grauen Anzug und hatte sich ein schwarzes Tuch vor das Gesicht gebunden. Den speckigen Hut hatte er tief in die Stirn gezogen. Nur die nervös flatterten Augen lugten zwischen Tuch and

Hutkrempe hervor.

»Los, gib das Geld her!« forderte er den Kassierer mit heiserer Stimme auf.

Serge Rocheaux blieb ganz ruhig. Nur nichts überstürzen! Unauffällig tastete er mit dem rechten Fuß nach dem Alarmknopf unter dem Pult und trat ihn nach unten. Niemals bisher war die direkte Leitung zwischen Bank und Polizeirevier benutzt worden, abgesehen von regelmäßigen Tests. Jetzt kam die erste ernsthafte Bewährungsprobe.

Der Bankräuber hatte nichts von der Auslösung des Alarms mitbekommen. Ungeduldig fuchtelte er mit seiner Kanone herum.

»Los, mach schon, sonst…« Seine Stimme war ein drohendes Knurren.

Langsam, ganz langsam fing der Kassierer an, Banknoten zusammenzuklauben. Das Polizeirevier lag nur ein paar hundert Meter entfernt. Wenn sich Pellin und seine Leute beeilten, konnten sie in wenigen Augenblicken zur Stelle sein.

»Schneller!« kommandierte der Räuber.

»Ja, ja, doch«, sagte Rocheaux beinahe gemütlich. Er hatte keine Angst vor dem maskierten Mann. Der war jedenfalls viel nervöser als er selbst.

Er hatte die Banknoten jetzt gebündelt.

»Wollen Sie das Hartgeld auch?« erkundigte er sich zuvorkommend.

»Nein, verflucht! Nur die Scheine. Hier… tun Sie es hier hinein.«

Mit diesen Worten warf der Bankräuber eine zusammengeknüllte Plastiktüte über die Panzerglasscheibe. Umständlich faltete der Bankangestellte sie auseinander. Und genau so umständlich steckte er die Banknoten hinein. Dann warf er sie dem Räuber zurück.

Wo, zum Teufel, bleiben diese lahmen Flics? dachte er.

Er hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, als sie kamen. Die Tür des Bankraumes flog auf. Kommissar Pellin und zwei seiner Leute drängten herein.

Aufgeschreckt fuhr der Bankräuber herum. Seine Hand, die die Pistole hielt, zitterte wie Weinlaub im Winde. Mit zwei, drei schnellen Schritten war der höchste Polizeibeamte von Limaux an seiner Seite. Fast mühelos entwand er dem Maskierten die Waffe.

Tief stöhnte der Mann auf. Mit der linken Hand preßte er krampfhaft die Geldtüte gegen seine magere Brust.

Einer der beiden Gendarmen, die mit Pellin gekommen waren, trat auf den Bankräuber zu, schlug ihm den Hut vom Kopf und riß ihm das Tuch vom Gesicht.

Serge Rocheaux stieß einen überraschten Laut aus. Er kannte den Räuber. Es war ein Bürger aus Limaux — Jean Clement, ein junger Bursche, der mal hier, mal dort als Handlanger arbeitete. Jetzt war sein Gesicht zu einer Grimasse der Angst verzogen. Aber auch Wut

konnte man in seinen Zügen lesen, Wut, daß man ihn geschnappt hatte, bevor er mit der Beute in den Händen verschwinden konnte.

Kommissar Pellin sah den jungen Burschen an. »Na, Jean, was tun wir denn hier?«

Böse stand der Kassierer hinter seiner Panzerglasscheibe. »Das fragen Sie, Pellin? Klauen wollte er, der Halunke, der hinterlistige!«

»Jean?« Pellin schien zu lächeln.

Der Handlanger mahlte mit den Zähnen, dann brach es aus ihm hervor. »Ja«, sagte er wild, »ich wollte klauen! Ich wollte auch einmal die Finger voller Geld haben. Alle haben Geld, so viel, daß es nicht in ihre Taschen paßt und sie es zur Bank bringen müssen. Nur ich nicht. Das war ich satt!«

Der Kommissar nickte langsam. »Ist was dran an dem, was er sagt, nicht wahr, Rocheaux?«

Der Bankangestellte kniff verblüfft die Augen zusammen. »Wie meinen Sie denn das, Pellin?«

»Ich meine, daß Jean recht hat. Es ist nicht einzusehen, daß alle Geld haben, nur er nicht. Muß er eben so sehen, daß er zu was kommt. Jeder muß sehen, wo er bleibt.«

Pellin blinzelte dem gescheiterten Bankräuber zu. »Wenn ich du wäre, Jean, dann würde ich jetzt laufen.«

Das ließ sich Jean Clement nicht zweimal sagen. Er nahm die Beine in die Hand und verschwand eilig nach draußen — mit der Geldtüte in der Hand.

Keiner der Beamten machte Anstalten, ihn zu verfolgen.

Und auch der Kassierer sah die Sachlage jetzt mit ganz anderen Augen. Achselzuckend nahm er den Kasten mit dem Hartgeld in die Hand, öffnete seine Aktentasche und schüttete die Münzen hinein.

Kommissar Pellin lächelte dazu.

***

Professor Zamorra und Nicole frühstückten im Hotel Roi.

Der Parapsychologe fühlte sich körperlich überraschend gut. Der in der Nacht versäumte Schlaf machte sich kaum bemerkbar. Oft schon war er zwei Tage und mehr hintereinander wach gewesen, ohne in seiner Leistungsfähigkeit merklich beeinträchtigt zu sein. Das ruhige Liegen in der zweiten Nachthälfte hatte genügt, seinen Akku wieder aufzuladen. Nur die Zerrung im Oberschenkel war natürlich noch nicht abgeklungen.

Nicole war schlechter dran als er. Nicht in physischer, sondern in psychischer Hinsicht. Sie kam einfach nicht darüber hinweg, daß sie Zamorra unter fremden Einfluß so übel mitgespielt hatte. Der Professor mußte sein ganzes psychologisches Geschick aufbringen, um sie wieder halbwegs auf Vordermann zu bringen.

Nach dem Frühstück stiegen die beiden in ihre Citroën-Limousine. Ihr Ziel war noch einmal die Wohnung André d’Avallons. Sie wollten dort versuchen, den Namen von d’Avallons Freund in Limaux in Erfahrung zu bringen.

Während der Fahrt saß Nicole am Steuer. Zamorra widmete unterdessen sein Augenmerk den Straßen, die draußen vorbeihuschten.

Verfolgte sie jemand? Wurden sie beobachtet?

Zamorra konnte nichts entdecken, was seinen Verdacht hätte bestätigen können. Aber das wollte nicht viel besagen. Die Kreaturen aus der jenseitigen Welt verstanden es, im Verborgenen zu lauern. Und ohne sein Amulett geriet der Professor fatal in die Rolle eines Blinden.

Nicole stoppte vor dem Apartmenthaus. Die beiden stiegen aus. Nicole läutete bei Madame Dabouille. Nach wenigen Augenblicken wurde die Tür aufgedrückt.

»Sie schon wieder!« begrüßte sie die Hausmeisterin, als sie vor ihrer Wohnungstür standen. Ihre Stimme klang ausgesprochen unfreundlich, und ihre Miene war abweisend.

»Madame«, begann der Professor, »wenn Sie noch einmal so freundlich wären…«

Madame Dabouille ließ ihn nicht weiterreden.

»Lassen Sie mich in Ruhe«, unterbrach sie ihn brüsk. »Ich habe schon genug Ärger wegen Ihnen gehabt.«

Zamorra wurde hellhörig. »Ärger, Madame Dabouille? Mit wem haben Sie Ärger gehabt?«

»Mit Monsieur d'Avallon!«

»Was?« Der Professor blinzelte.

»Monsieur d'Avallon war sehr ungehalten, als ich ihm sagte, daß ich fremde Leute in seine Wohnung gelassen habe«, teilte ihm die Frau mit.

Zamorra und Nicole tauschten einen erstaunten Blick.

»Soll das heißen, daß André d’Avallon zurückgekommen ist?« fragte der Professor.

»So ist es«, bestätigte die Hausmeisterin.

»Wann?«

»Gestern, gestern abend.«

»Danke, Madame Dabouille«, sagte Zamorra und wandte sich ab.

Die Hausmeisterin murmelte noch etwas und drückte dann geräuschvoll die Tür ins Schloß.

Nicole machte ein Gesicht wie jemand, der erfahren hat, daß er den ersten Preis in einer Lotterie gewonnen hat.

»Verstehst du das, Chef?«

»Nein«, antwortete Zamorra, »noch nicht. Komm…«

Er ging zum Aufzug und drückte den Rufknopf. Die Kabine kam. Der Professor und seine Sekretärin fuhren hoch zur Wohnung des Telepathen.

Zamorra klingelte, und kurz darauf wurde geöffnet.

André d'Avallon stand vor ihnen. Ein junger Mann Ende der zwanzig. Hagere, leicht vornüber gebeugte Figur, schmales, intelligent wirkendes Gesicht, widerspenstig gelocktes Blondhaar. André d'Avallon, wie er leibte und lebte.

Der junge Mann lächelte. »Ah, Professor, ich habe mir schon gedacht, daß Sie nochmals vorbeischauen würden. Kommen Sie herein!«

Er machte eine einladende Handbewegung und gab den beiden Besuchern den Weg frei. Zamorra und Nicole traten ein, gingen in den Apartmentraum durch.

»Setzen Sie sich doch«, forderte sie d'Avallon auf, nachdem er sie mit Handschlag begrüßt hatte.

Zamorra und Nicole nahmen in zwei Sesseln Platz.

Der Telepath gab sich als aufmerksamer Gastgeber. »Darf ich Ihnen etwas anbieten. Cognac, Whisky?«

»Champagner«, sagte Zamorra. »Ich würde ganz gern ein Glas Champagner trinken. Sie haben sich doch bestimmt ein paar Fläschchen mitgebracht, oder?«

Mit leicht gerunzelter Stirn blickte ihn der junge Mann an.

»Champagner?« wiederholte er. »Wie kommen Sie darauf, daß ich mir ein paar Flaschen Champagner mitgebracht habe?«

»Nun«, sagte Zamorra gedehnt, »wenn man in das Land fährt, wo der Champagner fließt… Sie waren doch in Limaux, oder nicht?«

»Wie kommen Sie denn auf die Idee?«

»Madame Dabouille deutete so etwas an. Stimmt es denn nicht?«

»I wo! Ich war gar nicht weg von Paris. Bin mit ein paar Bekannten unterwegs gewesen. So ein Zug durch die Bars. Mit allem Drum und Dran, verstehen Sie?«

»Mehrere Tage lang, André?«

D'Avallon lachte heiter auf. »Nee, das nun nicht. Ich bin dann bei so 'ner Kleinen gelandet. Tänzerin aus 'nem Stripschuppen. Klasse, sag' ich Ihnen.« Er blickte Nicole an. »Pardon, Mademoiselle. In Gegenwart einer Dame sollte ich mich vielleicht etwas gewählter ausdrücken.«

»Tun Sie sich keinen Zwang an«, sagte Nicole.

Zamorra beugte sich vor. »Kommen wir zur Sache, André. Sie wissen, warum wir hier sind, denn Sie haben sich ja sicherlich von der Hausmeisterin informieren lassen.«

Der Telepath nickte. »Natürlich, natürlich. Sie sind hier wegen, meines dummen Anrufs vor ein paar Tagen. Tut mir leid, daß ich Sie behelligt habe, Professor.«

»Dummer Anruf, André? Ich hatte eigentlich den Eindruck, daß es

Ihnen ziemlich ernst war.«

D'Avallon sah jetzt ein bißchen peinlich berührt aus. »Na ja«, meinte er mit einem verlegenen Auflachen. »Sie wissen ja, wie manche Leute sind, wenn sie einen über den Durst getrunken haben. Ich kann mich da leider nicht ausnehmen. Da war so ein Kerl… so ein richtiger Gangstertyp. Ich dachte, er hätte es auf mich abgesehen. Trotz meiner Trunkenheit hatte ich einige seiner Gedanken aufgenommen. Ich habe dann in einer spontanen Anwandlung verschiedene Leute angerufen. Die Polizei, Sie, noch einen guten Bekannten. War natürlich alles Unsinn. Der Gangstertyp war auf einmal weg, und ich habe nie wieder etwas von ihm gehört oder gesehen. Falscher Alarm auf der ganzen Linie! Wie gesagt, Professor, tut mir leid, daß ich Sie belästigt habe.«

Idiot! dachte der Professor. Verdammter, blöder Idiot!

D'Avallon lächelte.

Du bist der blödeste Hund, der mir je begegnet ist! dachte Zamorra.

D'Avallon lächelte immer noch. »Trinken wir jetzt einen Cognac zusammen, Professor?«

Zamorra lächelte zurück. »Ihnen bleibt auch nichts verborgen, André. Gerade dachte ich nämlich an einen guten Tropfen.«

»Ich weiß, ich weiß«, sagte d'Avallon. »Bin schließlich nicht umsonst Telepath, nicht?«

Er ging zu einem Schrank und entnahm ihm eine Cognacflasche nebst drei bauchigen Schwenkern. Dann kam er zum Tisch zurück und schenkte ein.

»Zum Wohle, Professor, zum Wohle, Mademoiselle Duval. Trinken wir darauf, daß Sie mir nicht gram sind wegen meiner kleinen Dummheit.«

Sie tranken.

Der Professor setzte eine nachdenkliche Miene auf. »André, sind Sie ganz sicher, daß dieser… Gangstertyp es nicht doch auf Sie abgesehen hat?«

»Ganz sicher!«

»Hm!« Zamorra drehte seinen Cognacschwenker in der Hand. »Wissen Sie, daß ich vor Ihrem Haus zwei Dämonen gesehen habe?« fragte er dann unvermittelt.

»Dämonen?«

»Ja.«

»Hier vor dem Haus?« Eine steile Falte erschien auf d'Avallons Stirn.

»Sie starrten zu Ihrem Fenster hinauf!«

»Oh!«

Sekundenlang sagte d'Avallon gar nichts. Man merkte ihm an, daß er angestrengt nachdachte. Dann fragte er: »War das, nachdem Madame Dabouille Sie in meine Wohnung hineingelassen hatte, Professor?«

Zamorra bejahte diese Frage.

D’Avallon nickte. »Professor, woher wollen Sie wissen, daß diese Dämonen mein Fenster nicht nur beobachtet haben, weil Sie in der Wohnung waren?«

»Sie meinen…«

»Ja! Ich könnte mir vorstellen, daß es die Dämonen keineswegs auf mich, sondern einzig und allein auf Sie abgesehen haben. Schließlich weiß ich von Ihnen, daß Sie der Dämonenwelt schon so manchen Schaden zugefügt haben.«

Zamorra saß jetzt kerzengerade in seinem Sessel. »Verdammt, dieser Gedanke ist mir noch gar nicht gekommen. Aber jetzt, wo Sie es sagen… Das würde auch den Überfall im Hotel erklären.«

»Überfall?« echote d’Avallon.

»Ja. Heute nacht…« Der Prosessor unterbrach sich. »Ach, was soll ich Sie damit behelligen, André. Je mehr ich darüber nachdenke… Sie scheinen wirklich mit der ganzen Sache nichts zu tun zu haben.«

Fahrig schob er dem jungen Mann sein leeres Glas hin.

»Gießen Sie noch mal ein?«

D’Avallon tat es. Hastig stürzte der Professor den Cognac hinunter.

»Was werden Sie jetzt tun, Professor?« erkundigte sich d’Avallon teilnahmsvoll.

Zamorra zuckte die Achseln. »Zurückfahren nach Château de Montagne. Hier in Paris habe ich nichts mehr verloren, nachdem sich Ihre Sache als Windei entpuppt hat. Außerdem fühle ich mich auf meinem Schloß sicherer. Da kann ich mich besser gegen eventuelle Angriffe von Dämonen schützen.«

Urplötzlich legte er eine beinahe hektische Betriebsamkeit an den Tag. Er stieß seinen Sessel zurück und stand auf.

»Komm, Nicole«, forderte er das Mädchen auf. »Wir sollten fahren. Ich möchte schnellstens auf Château de Montagne sein. Wenn diese Dämonen noch einmal auftauchen…«

Nicole verstand. In wenigen Augenblicken war auch sie aufbruchfertig.

DAvallon brachte sie zur Tür.

»Ich hatte gehofft, daß Sie noch etwas bleiben würden, Professor«, sagte er bedauernd.

»Nichts für ungut«, erwiderte Zamorra. »Wenn wir das nächste Mal in Paris sind…«

Sie verabschiedeten sich.

Wenig später saßen Zamorra und Nicole wieder im Citroën. Der Professor hatte sich selbst auf den Fahrersitz geschwungen. Er startete cen Wagen und fuhr los.

Zurück nach Hause…

***

Henri Brule, der Eigentümer des Hotels Reims, und Antoine de Gascard vom Gasthaus L'Auberge d'or, waren erbitterte Konkurrenten. Des öfteren schon hatten sie sich vor den Schranken des Gerichts oder vor dem Schiedsmann getroffen.

Auch heute wieder.

Raymond Fabrier, der Schiedsmann von Limaux, sah die beiden Männer, die wie Hähne mit geschwollenem Kamm vor ihm standen, nacheinander an.

»Also, was war nun diesmal wieder?« fragte er. »De Gascard, fangen Sie an.«

Der Wirt der L'Auberge d'or holte tief Luft. »Ich habe ihn beobachtet, den Spitzbuben«, legte er los. »Durch das Fenster seines Kellers habe ich ihn beobachtet. Ich habe gesehen, wie er aus einem Schlauch Wasser in seine Weinfässer gefüllt hat, der Panscher, der betrügerische.«

Henri Brule lief rot an vor Zorn. »Das ist eine ungeheuerliche Unterstellung!« brüllte er. »Eine unverschämte Verleumdung! Niemals würde es mir einfallen…«

»Panscher«, redete de Gascard dazwischen, »verdammter Panscher!«

»Wann soll denn das gewesen sein?« erkundigte sich der Schiedsmann.

»Vorgestern«, sagte de Gascard, »vorgestern mittag!«

»Ha!« schrie Brule triumphierend. »Haben wir den schmutzigen Verleumder schon entlarvt! Vorgestern war ich nämlich dén ganzen Tag nicht in Limaux. Ich war in Reims. Das kann ich beweisen. Es gibt mehr als fünfzig Zeugen!«

Der Wirt der L'Auberge d'or wurde verlegen. »Das… das kann nicht sein«, sagte er kleinlaut. »Ich… ich habe es gesehen.«

»Schmutziger Verleumder!« schrie Brule.

Strafend musterte ihn der Schiedsmann. »Was heißt hier Verleumder, Brule? Wenn de Gascard sagt, er hat Sie beim Panschen erwischt, so wird es wohl stimmen.«

»Was? Aber ich war doch gar nicht da! Ich kann es beweisen!«

»Das interessiert mich nicht«, sagte der Schiedsmann. »De Gascards Wort genügt mir. Hören Sie also meinen Schiedsspruch: Der bewußte Wein ist auf der Stelle zu vernichten. Ende der Verhandlung.«

Henri Brule bekam fast einen Schlaganfall. »Dafür… dafür bringe ich den Kerl um!« zischte er haß- und wuterfüllt.

Der Schiedsmann lächelte. »Das ist Ihr gutes Recht, Brule.«

***

»Chef, du fährst ja wirklich zurück zum Château!« wunderte sich Nicole.

»Natürlich«, bestätigte Zamorra. »Was hast du denn gedacht?«

»Ich habe gedacht, du hast d’Avallon eine kleine Komödie vorgespielt.«

Zamorra lächelte. »Das hast du gemerkt?«

»Bin ich denn dumm? Was meinst du, warum ich mich praktisch überhaupt nicht an eurem Gespräch beteilig habe? Doch nur, um nichts Falsches zu sagen.« Der Professor tätschelte ihren Oberschenkel. »Kluges Kind. Das war genau richtig. Was hat dich stutzig an ihm gemacht?«

»Na ja — einiges. Erst einmal, daß er plötzlich wieder da war. Dann diese Sache mit dem Gangstertyp. Klang nicht sehr überzeugend in meinen Ohren. Außerdem hat er sich nicht mal nach seinen Briefen erkundigt, die wir gestern aus seiner Wohnung mitgenommen haben.«

»Ganz richtig, das war nicht der André d’Avallon, den wir kennen.«

»Du glaubst, er stand unter hypnotischem Einfluß? So wie ich in der vergangenen Nacht?«

»Nein«, sagte Zamorra, »das glaube ich nicht.«

»Sondern?«

»Der Mann, mit dem wir gesprochen haben, war gar nicht André d’Avallon! es war ein Surrogat, ein Dämon vielleicht.«

»Oh!« Nicole biß sich auf die Lippen. »Woher willst du es wissen, Chef?«

»Ganz einfach. André d’Avallon ist ein Telepath. Der Bursche in seinem Apartment aber nicht. Ich habe ein paar unverschämte Beleidigungen in Gedanken formuliert, die niemand ohne jede Reaktion schlucken würde. Er aber hat es getan. Und dann die Sache mit meinen Cognacgelüsten, die er angeblich in meinen Gedanken gelesen hat. Nicht einen Sekundenbruchteil habe ich an Cognac gedacht. Er hat also geflunkert. Ein Gutes hat die Tatsache natürlich, daß wir es nicht mit einem Telepathen zu tun hatten. Was ich wirklich vorhabe, kann niemand wissen.«

»Und was hast du vor? Zurück nach Château de Montagne? Und was ist mit dem richtigen André d'Avallon? Und vor allen Dingen — was ist mit deinem Amulett?«

»Ich wollte den falschen d'Avallon in Sicherheit wiegen. Ich wollte ihn glauben machen, daß ich die Dämonen wirklich nicht mehr mit der Person des Telepathen in Verbindung bringe. Es dürfte mir einigermaßen gelungen sein. Falls die Gegenseite aber noch Zweifel hat, wird sie uns weiter unter Beobachtung halten. Soll sie! Wir werden jetzt hübsch nach Hause zurückfahren und mehrere Tage auf dem Schloß bleiben. In dieser Zeit werden wir uns keinen Deut um André d'Avallon kümmern. Ein heimlicher Beobachter wird das registrieren. Und dann, wenn sein Argwohn dahingeschwunden ist…«

»Ja, was dann?«

»Fahren wir nach Limaux!« sagte der Professor.

***

Drei Tage warteten Zamorra und Nicole auf dem Château. Sie gingen ganz alltäglichen Tätigkeiten nach. Der Professor arbeitete an seinem neuen Buch, telefonierte mit seinem Verleger und verschiedenen Zeitungsredaktionen und traf fernmündliche Vorbereitungen für eine geplante Vortragsreise. Nicole nahm ihre Sekretärinnenrolle wahr, telefonierte und erledigte anfallende Korrespondenz.

Auch im rein privaten Bereich verhielten sich die beiden ganz normal. Zweimal aßen sie im Restaurant Louisdor zu Abend, wie sie es auch sonst immer taten. Und auch den regelmäßigen Besuch bei ihren Nachbarn, dem Großgrundbesitzer Lucien de Marteau und seiner Frau Denise, ließen sie nicht aus.

Dämonen oder sonstige Beobachter fielen ihnen nicht auf. Dennoch zweifelte Zamorra eigentlich nicht daran, daß sie in der Nähe waren. Sein Gefühl sagte es ihm. Und auf das hatte er sich in der Vergangenheit meistens verlassen können.

Am vierten Tag hielt es der Professor dann für angebracht, endlich etwas zu unternehmen. Nach menschlichem — und dämonischem — Ermessen mußte inzwischen jeder Verdacht zerstreut sein, daß er die Angelegenheit d'Avallon noch weiter verfolgen würde.

Zamorra ging ganz planmäßig und gezielt vor.

Er packte Nicole in den Citroën und fuhr mit ihr nach Lyon. Dort durfte seine Freundin dann etwas tun, was sie für ihr Leben gern tat. Zum Friseur gehen nämlich. Und anschließend auch noch in einen Kosmetiksalon und eine Boutique. Zamorra selbst tat ebenfalls etwas für die Pflege seines Äußeren.

Als sich die beiden Stunden später trafen, hätten sie sich auf den ersten Blick fast nicht erkannt. Zamorra, der sich auch eine Brille und einen schütteren Spitzbart zugelegt hatte, sah aus wie irgendein verknöcherter Buchhalter. Und Nicole sah in erster Linie unglücklich aus. Kein Wunder, hatte Zamorra sie doch angewiesen, sich als kleine, graue Büromaus zurechtmachen zu lassen. Nur ihre Traumfigur paßte nicht so ganz zum Image einer Tippse, die in irgendeinem Schreibzimmer dahindämmerte.

Der Professor war dennoch sehr mit ihrer äußeren Erscheinung zufrieden.

»Mach dir nichts draus, daß du etwas kümmerlich wirkst«, tröstete er sie. »Ich bin sowieso ein Mensch, der mehr auf innere Werte aus ist.«

Nicole kommentierte diese Worte mit einem langen Gesicht.

Anschließend gingen sie zu einer Leihwagenfirma. Zamorra hatte einige Mühe, ein Fahrzeug zu finden, das zu ihrem Erscheinungsbild paßte. Ein Renault, den die Verleihfirma eigentlich schon ausrangiert hatte, fand schließlich sein Wohlgefallen.

In dem Bewußtsein, unscheinbarer und unauffälliger kaum noch

wirken zu können, traten Zamorra und seine Sekretärin ihre Reise nach Limaux an.

***

Es war später Nachmittag, als die beiden mit ihrem Renault die Champagne erreichten. Der Landschaft fehlte die Romantik ihres heimischen Loire-Tals, hatte aber trotzdem ihre Reize. Die Zeit der Weinlese war angebrochen. Fleißige Menschen arbeiteten an den sonnenbeschienenen Hängen und holten die Ernte ein, die dann später Gourmets in aller Welt erfreuen würde.

Je näher sie jedoch Limaux kamen, desto mehr veränderte sich das Bild. Kaum jemand arbeitete in den Weinbergen. In Limaux schien man der Ansicht zu sein, daß sich die reifen Trauben von selbst in die Körbe legen würden.

Dann tauchten die ersten Häuser des kleinen Städtchens vor ihnen auf.

Auf den ersten Blick war Limaux ein Ort wie viele andere in Frankreich. Früher war es wohl mal ein größeres Dorf gewesen, das dann im Zuge der Industrialisierung kleinstädtischen Charakter angenommen hatte.

Aber schon sehr schnell merkten Zamorra und Nicole, daß es in Limaux anders zuging als in vergleichbaren Ortschaften. Lärm schallte ihnen entgegen. Lautes Grölen wie bei einem Winzerfest, Geschrei, undefinierbares Getöse.

Die beiden sahen sich an.

»Scheint, daß die ihren Champagner nicht verkaufen, sondern sich selbst in den Hals schütten«, spekulierte der Professor.

»Und das nicht zu knapp«, stimmte ihm Nicole zu.

Sie sahen die ersten Menschen. Es waren ein paar Halbwüchsige, so zwischen vierzehn und sechzehn. Hingebungsvoll beschäftigten sie sich damit, mit Hilfe dicker Knüppel ein am Straßenrand geparktes Auto zusammenzudreschen. Glas klirrte, und malträtiertes Blech quietschte.

Unwillkürlich verlangsamte Zamorra die Fahrt, drehte das Seitenfenster herunter und hielt den Renault schließlich auf gleicher Höhe mit den zerstörungs- wütigen Halbstarken an.

»He!« rief er ihnen über die Straße hinweg zu. »Wollt ihr wohl damit aufhören?«

Ungerührt machten die meisten der Burschen weiter. Zwei von ihnen wandten sich jedoch dem Renault zu. Zamorra erschrak ein wenig, als er den Audruck der Wildheit in den jungen Gesichtern bemerkte.

»Fahr schnell weiter, du alter Bastard!« brüllte einer der Bengel zurück. »Sonst schlagen wir deine alte Dreckskarre auch gleich zu Klump!«

»Unglaublich!« zischte Nicole.

Zamorra wollte dem Halbstarken eine gebührende Antwort erteilen, kam aber nicht mehr dazu. Ein anderer Halbwüchsiger hatte sich gebückt und richtete sich jetzt wieder auf. Er holte mit dem Arm aus. Ein faustgroßer Stein löste sich aus seiner Hand und krachte gegen die Karosserie des Renault.

Ein Beifallssturm seiner Kumpane begleitete die hinterlistige Tat. Die anderen wollten nicht zurückstehen. Weitere Steine kamen herübergeflogen. Einer der Krawallbrüder hatte sogar seinen Holzknüppel geworfen. Zamorra und Nicole kamen sich vor wie in einem Panzer, der in feindlichem Artilleriebeschuß lag.

Zamorra sah die Sinnlosigkeit weiterer Beschwichtigungsversuche ein. Diese Burschen, anscheinend stark alkoholisiert, konnte er mit bloßen Worten nicht zur Räson bringen. Und sie handgreiflich auf andere Gedanken zu bringen, lag ihm fern. Es hätte nicht zu seiner Rolle als harmloser Bürokrat gepaßt.

Er fuhr weiter, nicht ohne als Abschiedsgeschenk noch einen Stein einzufangen, der beinahe die Heckscheibe des Wagens durchschlagen hätte.

»Hübsches Städtchen, dieses Limaux«, sagte er kopfschüttelnd zu Nicole.

Es wurde noch »hübscher«.

Ein Stück weiter die Straße hoch stießen sie auf die nächste ungewöhnliche Szene. Vor einem Haus ballten sich Menschen, zusammen. Männer, Frauen und auch ein paar Kinder. Ohrenbetäubendes Johlen drang durch die geschlossenen Fenster in den Renault.

Zamorra fuhr wieder etwas langsamer. Im Erdgeschoß des betreffenden Hauses befand sich ein Geschäft. Ein Gemischtwarenladen, wie es ihn speziell in Orten wie Limaux überall gab. Hier wurde so ziemlich alles verkauft. Angefangen bei der Waschmaschine über das Fahrrad bis hin zur Glühbirne. Was dieses Geschäft anging, sah es allerdings nicht danach aus, als ob der Ladenbesitzer in Zukunft überhaupt noch etwas verkaufen würde. Das Geschäft wurde nämlich von der Menschenmenge geplündert. Die Leute hatten die Schaufensterscheibe eingeschlagen und schleppten nun heraus, was nicht niet- und nagelfest war.

Und die Krönung des Ganzen war, daß ein Gendarm in Uniform dabeistand und keinen Finger rührte, um dem wüsten Treiben Einhalt zu gebieten. Gelassen, beinahe heiter sah er den Plünderern zu. Hätte nur noch gefehlt, daß er ihnen mit lauten Anfeuerungsrufen beigesprungen wäre.

»Kaum zu fassen«, murmelte der Professor.

Nicole warf ihm einen schnellen Seitenblick zu. »Weißt du was,

Chef?«
»Ja?«
»Mir ist da gerade der perverse Gedanke gekommen, daß es vielleicht ganz lustig wäre, da mitzumachen.«
»Nicole!« sagte der Professor strafend. Aber er konnte nicht vermeiden, daß sich ein kaum wahrnehmbares Lächeln auf seine Lippen stahl.
Er nahm wieder Fahrt auf.
Es gab weitere ungewöhnliche Dinge zu beobachten. Ein Haus brannte, ohne daß weit und breit etwas von der Feuerwehr zu sehen gewesen wäre. Dies schien nicht der erste Brand zu sein, der sich in jüngster Zeit ereignet hatte. Ein paar andere ausgebrannte Gebäude säumten den Weg.
An einer Straßenecke war eine Schlägerei im Gange. Mindestens zehn Männer beteiligten sich daran. Wild und erbarmungslos schlugen sie aufeinander ein mit Fäusten, Stöcken und Steinen. Ein gewalttätig aussehender Kerl hatte sogar einen abgebrochenen Flaschenhals in der Hand, den er ohne Rücksicht auf Verluste einsetzte. Schreie der Kampfeswut und des Schmerzes brachen sich lautstark Bahn. Zamorra konnte nur mit Mühe den Impuls unterdrücken, in das Gekeile einzugreifen.
Aber nicht nur die Gewalttätigkeit zeigte ihr Gesicht. Auch ihr Gegenteil kam zu ihrem Recht, wenn auch in reichlich befremdlicher Art und Weise.
Zamorra und Nicole sahen in einem Hauseingang einen jungen Mann und ein Mädchen. Der Mann war gerade dabei, der jungen Frau die Bluse aufzuiknöpfen und sie ihr über die Schulter zu streifen. Und das auf offener Straße. Das Mädchen ließ es geschehen, ohne zu protestieren, lächelte dabei sogar.
Diese Szene blieb nicht ganz ohne Einfluß auf den Professor. Er blickte auf Nicoles hochgeschlossenes, braunes Baumwollkleid und sagte: »Weißt du, Nicole, du sollst zwar wirken, wie eine kleine, graue Maus. Aber wie eine Nonne mußt du dabei ja auch nicht unbedingt aussehen.«
Nicole verstand. Ihre Hände gingen zu den Knöpfeñ ihres Kleids und ließen die obersten drei aufspringen.
»Gut so?« erkundigte sie sich.
»Bon«, sagte der Professor.
Langsam fahrend, um nicht irgendeinen über die Straße gehenden Passanten auf die Haube zu nehmen, setzte Zamorra die Fahrt durch Limaux fort.
Plötzlich stieß ihn Nicole in die Seite.
»Chef, sieh mal da!«
Ihr Zeigefinger deutete auf den Straßenrand.

Zamorra begriff nicht gleich, auf was sie hinauswollte. »Was ist denn? Wieder ein Pärchen, das die Zeit nicht abwarten kann?«

»Nein, das Auto da! Jetzt bist du schon dran vorbei! Halt mal an.«

Zamorra trat auf die Bremse.

»Welches Auto, Nicole?« Er blickte durch die Heckscheibe zurück. »Der grüne Simca?«

»Ja. Sieh dir mal die Autonummer an.«

»Ein Wagen aus Paris«, stellte der Professor fest. »Na und? Was ist da so Besonderes dran?«

»Die Endnummern, Chef! Neun, neun, neun! Andre d'Avallon fährt einen Simca mit diesen Endziffern.«

Zamorras Kopf ruckte herum. »Woher weißt du das?«

»Oh, ich erinnere mich«, sagte Nicole.

»Du warst ja gar nicht dabei, als Madame Dabouille von d'Avallons Wagen sprach. Wie gesagt, d'Avallon fährt einen Simca mit den Endnummern…«

»Schon gut.«

Der Professor legte den Rückwärtsgang ein und gab Gas. Genau vor dem Simca aus Paris brachte er den Renault wieder zum Stehen.

»Was hast du vor, Chef?«

»Ich will wissen, ob das wirklich d'Avallons Fahrzeug ist«, antwortete Zamorra.

Er stieg aus. Auch Nicole verließ den Renault. Sie traten an den Simca heran, blickten ins Innere. Eine Visitenkarte des Besitzers lag leider nicht auf dem Sitz. Überhaupt war nichts zu finden, das irgendwelche Hinweise auf die Identität des Fahrers geben konnte. Der Mann schien ein sehr ordnungsliebender Zeitgenosse zu sein.

»Und jetzt, Chef?«

Zamorra blickte sich in der Gegend um. Es achtete niemand auf ihn und Nicole. Auf der anderen Straßenseite hatte sich ein Halbkreis von Menschen gebildet, in dessen Mitte sich irgend etwas tat, was er allerdings nicht erkennen konnte. In jedem Fall schien es die Leute mehr zu interessieren als ein Renault aus Lyon und seine beiden Insassen.

Kurz entschlossen hob Zamorra den Fuß und trat das Seitenfenster des Simca ein.

»Chef, was tust du?« Nicole war fast entsetzt. »Du kannst doch nicht einfach…«

»Klar kann ich«, sagte Zamorra. »Erstens müssen wir wissen, woran wir sind. Und zweitens… Die Art und Weise, in der ich die Karre geöffnet habe, gehört ja hier in diesem Städtchen sozusagen zum guten Ton.«

Er schob die Hand durch die gewaltsam geschaffene Fensteröffnung und entriegelte die Tür. Abermals warf er einen prüfenden Blick in die

Umgebung. Nach wie vor nahm niemand Notiz von ihm. Er öffnete die Tür und schlüpfte ins Innere des Fahrzeugs.

Zuerst überprüfte er die Ablage. Dort fand er eine Zeitung. Den France Soir, eine Woche alt. Er pfiff durch die Zähne. Das sah schon mal nicht schlecht aus.

Dann klappte er das Handschuhfach auf. Viel war nicht drin. Eine angebrochene Gauloise-Packung war das erste, was ihm vor die Augen kam. Da er sich nicht erinnern konnte, ob d'Avallon Gauloise rauchte, half ihm das kaum weiter. Dann waren da noch ein Kamm, eine Schachtel Streichhölzer, ein paar Papiertaschentücher und ein Zettel, auf dem etwas geschrieben stand. Zamorra las: Rue Emile Zola 26. Ein Personenname stand nicht dabei, nicht einmal die Stadt. Nur die nackte Straßenanschrift.

Zamorra legte den Zettel ins Handschuhfach zurück. Anschließend suchte er weiter. Er fand nichts mehr, obwohl er auf dem Boden und zwischen den Sitzen herumkroch.

Wenig später stand er wieder auf der Straße.

»Und?« fragte Nicole.

Der Professor erzählte ihr von dem Zettel. »Mal sehen«, sagte er. »Wenn es hier in Limaux eine Rue Emile Zola gibt, werden wir hinfahren. Vielleicht kennt man d’Avallon da. Vielleicht wohnt da der Freund, den er besuchen sollte.«

»Und wenn?«

»Sind wir schon ein ganzes Stück weiter. Dann dürfte klar sein, daß André d’Avallon, der richtige André d’Avallon, noch hier sein muß. Denn wer fährt schon nach Hause zurück und läßt sein Auto im Stich?«

Nicole legte ihre Stirn in nachdenkliche Falten. »Es wäre natürlich auch denkbar, daß der falsche d'Avallon mit dem Wagen nach Limaux zurückgekehrt ist, während wir uns auf dem Schloß aufhielten.«

»Möglich, aber nicht wahrscheinlich. Dämonen brauchen keine Autos. Die haben bessere und schnellere Fortbewegungsmöglichkeiten. Das weißt du, Nicole.«

Das Mädchen nickte. »Und was tun wir jetzt?« wollte sie dann von Zamorra wissen.

»Wir suchen uns ein Hotel, meine Liebe. Ganz abgesehen von meinem Amulett und dem Telepathen scheint mir dieses Limaux eine ganz interessante Stadt zu sein.«

»Das kann man wohl sagen«, bekräftigte Nicole.

Sie kehrten zu ihrem Renault zurück und kletterten wieder hinein. Zamorra startete.

Das »Interessante« an Limaux begegnete ihnen auch weiterhin. Zwei fast nackte Mädchen kamen ihnen entgegen. Da die eine an die zwei Zentner wog, war es nicht einmal ein besonders erfreulicher Anblick.

Dann stießen sie auf einen etwa dreizehnjährigen, kräftigen Jungen, der eine Frau ohrfeigte, die ihm wie aus dem Gesicht geschnitten war. Wahrscheinlich handelte es sich um die Mutter des hoffnungsvollen Sprößlings. Zamorra kämpfte seine Empörung nieder. Vielleicht hatte die Frau den Jungen ungerecht behandelt oder so was.

Nach ein paar hundert Metern sahen sie die einladenden Schilder von zwei Hotels. »Reims« und »L'Auberge d'or«. Zamorra fuhr den Renault in eine Parktasche. Beide Hotels machten von außen den gleichen mittelprächtigen Eindruck, und so hatten Zamorra und Nicole die Qual der Wahl.

Sie entschieden sich für das »Reims«, da in dessen Tür ein Mann im dunklen Anzug stand und ihnen einladend entgegenlächelte.

Zamorra holte ihre Koffer aus dem Kofferraum. Dann gingen sie auf die Eingangstür zu.

»Sie wollen ein Zimmer?« fragte sie der Mann gleich.

»Zwei Zimmer«, sagte Zamorra. Nicole und er sollten nicht als Paar erscheinen, sondern als Chef und Angestellte. »Sind Sie der Besitzer?«

Der Mann bejahte und bat sie ins Haus. Es gab eine kleine Rezeption, die allerdings nicht besetzt war. Der Besitzer trat selbst hinter die Holzbarriere.

»Wenn Sie bitte die Anmeldungen ausfüllen würden?«

Zamorra füllte aus. Roger Duclos und Magali d'Estelle aus Lyon. Repräsentant einer Buchgemeinschaft nebst Mitarbeiterin. Er schob dem Hotelier die Anmeldezettel zu. Der musterte sie flüchtig und legte sie dann in eine Schublade.

»Es ist üblich bei uns, daß im voraus bezahlt wird«, erklärte er. »Wie lange werden Sie bleiben?«

»Das wissen wir noch nicht«, erwiderte der Professor. »Vielleicht nur einen Tag.«

»Dann bekomme ich fünfzig Franc von Ihnen, Monsieur.«

Zamorra zückte seine Brieftasche und reichte dem Mann eine Hundert-Franc-Note. Dieser ließ sie schnell verschwinden.

»So«, sagte er dann, »ich zeige Ihnen dann Ihre Zimmer.« Er kam hinter der Rezeption hervor.

»Langsam, Monsieur«, sagte Zamorra. »Ich bekomme noch fünfzig Franc zurück.«

»Fünfzig Franc zurück?« staunte der Hotelier. »Wieso, wenn ich fragen darf?«

»Ich habe Ihnen einen Hundert-Franc-Schein gegeben.«

»Was haben Sie?« entrüstete sich der Mann. »Wollen Sie damit etwa sagen, daß ich ein Betrüger bin?«

»Sieht fast so aus, nicht?«

»Das ist…« Der Mann, der an sich einen recht vertrauenswürdigen, seriösen Eindruck hinterließ, plusterte sich regelrecht auf. »Paul!« rief

er laut.

Hinter der Rezeption öffnete sich eine Tür. Ein zweiter Mann trat hervor. Ein wahrer Bulle. Brustkasten wie ein Stier, Arme wie Dreschflegel, Gesicht eines sadistischen Metzgermeisters.

»Chef?«

»Ich bin hier gerade als Betrüger bezeichnet worden, Paul«, erläuterte der Hotelier.

Der Bulle kam in drohender Haltung nach vorne. In seinem Gesicht stand die blanke Mordlust.

Zamorra hatte nicht die geringsten Befürchtungen, mit diesem Burschen nicht fertig werden zu können. Aber wieder stand er vor dem Zwang, im Interesse seiner Maskerade nicht den wilden Mann herauszukehren. Deshalb gab er zähneknirschend klein bei.

»Schon gut, Monsieur«, sagte er schnell. »Wahrscheinlich habe ich mich geirrt. Es wird wohl doch nur ein Fünfzig-Franc-Schein gewesen sein.«

»Gut, daß Sie es einsehen«, lächelte der Hotelier mit sattem Triumph in den Augen. »Paul, du kannst wieder gehen.«

Der Bulle verschwand wieder durch die Tür, aus der er kurz zuvor gekommen war.

Es zuckte Zamorra in der Hand, dem betrügerischen Hotelier eins zwischen die Zähne zu geben. Aber er beherrschte sich eisern. Warnend trat er Nicole auf den Fuß, die gerade Anstalten machte loszubrausen.

»Wenn Sie uns dann jetzt unsere Zimmer zeigen würden?« forderte er den Hotelbesitzer mit verkniffenem Gesicht auf.

»Ach, die finden Sie ganz leicht selbst«, sagte der Mann. »Erster Stock, Nummer siebzehn und neunzehn. Da um die Ecke, die Treppe rauf.«

Der Professor nahm die Koffer hoch und marschierte los. Nicole folgte ihm.

Der Weg war tatsächlich ganz leicht zu finden. Eine mit abgetretenem Teppichboden ausgelegte Treppe führte in die erste Etage. Die Zimmer lagen nebeneinander in einem schwach erleuchteten Korridor. Der Korridor war trotz der eher bescheidenen Lichtverhältnisse gut zu übersehen. An einer Wand sah Zamorra ein sehr schönes, in sanften Pastellfarben gehaltenes Ölbild. Es handelte sich, wie er mit Kennermiene feststellte, um ein Original.

Zamorra grinste. Er stellte die Koffer ab. Dann ballte er die Faust und hämmerte sie gegen das Bild. Es saß viel Dampf hinter dem Schlag. Seine Faust durchstieß die Leinwand und verursachte ein großes, klaffendes Loch.

Befriedigt zog der Professor die Hand zurück. »So, du mieser Betrüger, das kostet dich mehr als fünfzig Franc!«

»Chef!« rief Nicole erstaunt. »Von einer so rachsüchtigen Seite kenne ich dich ja noch gar nicht!«

Zamorra kniff die Augen zusammen. »Findest du meine Handlungsweise etwa nicht richtig, meine Liebe?«

»Doch, das schon«, sagte Nicole überzeugt.

»Na also!«

Wenig später schloß der Professor ihre Zimmertüren auf.

***

Zamorra und Nicole hatten sich frisch gemacht und die Kleidung gewechselt. Ihr äußeres Bild war immer noch die Unauffälligkeit selbst, wenn das, was sie anhatten, auch nicht mehr so geschäftsmäßig aussah. Graue Mäuse im Ausgehanzug, sozusagen.

Draußen war es inzwischen dunkel geworden. Die Straßenlaternen brannten. Abendliche Ruhe hatte sich allerdings nicht eingestellt. Eher war das Gegenteil der Fall. Das Lärmen und Schreien auf der Straße schien sich noch gesteigert zu haben. Die Nacht in Limaux war nicht zum Schlafen gemacht.

Das beabsichtigten Zamorra und Nicole auch noch nicht. Sie hatten rechtschaffenen Hunger.

An der Rezeption war niemand. Ein Pfeil mit der Überschrift »Restaurant« wies ihnen jedoch den Weg.

Der Eßraum sah recht manierlich aus. Eine Anzahl weißgedeckter Tische, auf denen Bestecke und zusammengefaltete Servietten bereitlagen, lud zum Platznehmen ein.

Viel Betrieb herrschte nicht im Restaurant. Nur wenige Tische waren besetzt — von Leuten, bei denen es sich vermutlich um Fremde handelte. Nur ein größerer Tisch bildete eine Ausnahme. Dort hatten sich acht Gäste versammelt. Jüngere Menschen, sechs Männer und zwei Mädchen. Der Lautstärke nach zu urteilen, die sie entwickelten, mußten es Einheimische sein. Sie benahmen sich auch sonst recht ungeniert. Die Männer fummelten angeregt an den Mädchen herum. Diese kreischten zwar, schienen aber trotzdem Vergnügen daran zu haben. Die Gäste an den anderen Tischen, ausnahmslos Männer, sahen interessiert zu. Verständlich eigentlich, denn die beiden Mädchen hatten erstklassige Figuren und zeigten auch einiges davon. Auch Zamorra fand es ganz lustig.

Als Zamorra und Nicole ins Restaurant hineintraten, wurden sie von allen Seiten angestarrt. Besonders Nicole trafen taxierende, abschätzende Blicke. Immerhin war sie eine ansehnliche graue Maus.

Einer der Burschen an dem großen Tisch pfiff. Ein anderer sagte etwas zu seinen Freunden. Der Professor verstand irgend etwas von einem alten Knacker. Gelächter quittierte die Worte des Burschen.

Der Parapsychologe und seine Freundin setzten sich an einen der

freien Tische. Sie ignorierten das Gerede der anderen und knöpften sich die Speisekarte vor.

Wenig später kam eine Serviererin zu ihnen. Zamorra empfand es beinahe als überraschend, daß die junge Frau nicht unverhohlen ihre Haut zum Markte trug. Das mochte aber daran liegen, daß sie weibliche Schönheit und Anmut nicht gerade gepachtet hatte.

»Sie wünschen?« fragte das Mädchen mit raspelnder Stimme.

Zamorra bestellte zweimal Entrecote, dazu eine Flasche Wein. Die Serviererin wollte sich entfernen, aber der Professor hielt sie zurück.

»Sagen Sie, Mademoiselle, gibt es hier in Limaux eine Rue Emile Zola?«

»Gibt es, ja«, bekam er zur Antwort.

»Können Sie mir auch sagen, wo die Straße liegt?«

Die Serviererin beschrieb ihm den Weg. Die Hauptstraße hinunter, über den Markplatz und dann rechts. Das Mädchen sprach sehr schnell, beinahe hektisch. Und sie hatte es dann auch sehr eilig, sich zu entfernen. Kopfschüttelnd blickte ihr Zamorra nach, als sie den Raum verließ.

Ein paar Augenblicke später stieß Nicole einen halberstickten Laut aus.

»Chef, meine Handtasche!«

Zamorra hob die Augenbrauen. »Was ist mit ihr?«

»Sie ist weg!«

»Weg? Wieso?«

»Ich hatte sie hier über die Stuhllehne gehängt. Und nun… die Serviererin! Nur sie kann sie mitgenommen haben!«

Der Professor war ärgerlich. »Mußt du auch so leichtsinnig damit umgehen? Du forderst den Diebstahl ja regelrecht heraus. Wenn ich an der Stelle des Mädchens gewesen wäre, hätte ich wahrscheinlich auch zugelangt.«

Jetzt kam die Serviererin zurück — mit gleichmütigem Gesichtsausdruck. Auf einem Tablett balancierte sie die bestellte Flasche Wein und zwei Gläser.

Nicole schoß von ihrem Stuhl hoch. Das Mädchen hatte gerade noch Zeit, das Tablett abzustellen, da hatte Nicole sie schon am Kragen.

»Du kleine verdammte Schlampe! Gib mir sofort meine Tasche zurück, oder ich mache dich hier auf der Stelle kalt!«

Die Serviererin war groß und kräftig. Sie setzte sich tatkräftig zur Wehr.

»Laß mich los, du Nutte!« schrie sie laut los.

Nicole dachte nicht daran. Und Augenblicke später war ein wildes Handgemenge im Gange. Wie Furien fielen die beiden Frauen übereinander her. Sie rissen an ihrer Kleidung, zerrten sich an den Haaren, kratzten und bissen sich. Längst waren sie beide zu Boden

gestürzt und wälzten sich zwischen Stuhl- und Tischbeinen umher. Mehrere Stühle fielen dabei um, aber das störte sie gar nicht.

Zamorra und auch alle übrigen Gäste im Restaurant waren aufgesprungen und umringten die beiden kämpfenden Mädchen. Gelächter und Johlen erfüllte den Raum. Anfeuerungsrufe brachen sich Bahn.

Auch der Professor ertappte sich dabei, daß er munter mitmachte.

»Gib's ihr, Nicole!« rief er seiner Freundin zu. »Zeig ihr, was die Butter kostet!«

Erst verspätet wurde er sich bewußt, daß er da ja gar nicht seine Freundin und Sekretärin Nicole Duval, sondern seine Mitarbeiterin Magali d'Estelle vor sich hatte. Aber sein Fauxpas machte wohl nicht viel aus. In dem ganzen Trubel hatte wahrscheinlich sowieso keiner mitgekriegt, wie er Nicole genannt hatte.

Erbittert ging der mit Zähnen und Klauen geführte Ringkampf weiter. Die Serviererin war stark, viel stärker als ihre Gegnerin. Aber Nicole war geschickter, wendiger, cleverer. Langsam aber sicher gewann sie die Oberhand.

Längst sah sie nicht mehr wie eine kleine graue Maus aus. Ihr Kleid war an mehreren Stellen zerrissen. Ihr üppiger, wohlgeformter Busen drängte sich durch die Stoffetzen. Ihr aschblond gefärbtes Haar, bisher zusammengebunden, hatte sich gelöst und fiel ihr wallend über Brust und Schultern. Insgesamt bot sie einen geradezu spektakulären Anblick.

Das fanden auch die Burschen von dem großen Tisch.

»He, guckt mal da!« brüllte einer von ihnen. »Aus dem häßlichen Entchen wird ein richtiger Schwan.«

»Mensch«, kommentierte ein anderer, »die Puppe ist 'ne Wucht. Die kann 'nem Mann verdammt viel Spaß machen!«

Ein dritter meldete sich zu Wort: »Die ist viel zu schade, als daß Yvonne sie beschädigt. Los, retten wir sie!«

Die Worte des Burschen waren wie ein Signal. Die jungen Männer stürzten sich in das Getümmel, trennte die beiden Frauen voneinander.

Die Motive, die hinter der Rettungsaktion steckten, wurden jedoch keineswegs von Kavaliersinstinkten geleitet. Ganz und gar nicht. Die Burschen hatten anderes mit Nicole vor.

Rohe Hände griffen nach ihrem Kleid, fetzten es ihr vom Leib. Schon stand Nicole beinahe nackt da. Begeisterte Ausrufe ihrer »Retter« klangen auf.

Dann aber wurde aus der Begeisterung schnell etwas anderes. Zamorra griff ein.

Roger Duclos, Repräsentant einer Buchgemeinschaft? Hol's der Teufel!

Wie ein Berserker stürzte sich Zamorra auf die jungen Männer.

Erst nachdem die ersten drei Burschen erledigt waren, begriffen die anderen drei, was überhaupt los war. Sie ließen ab von Nicole und warfen sich dem Professor wie ein Mann entgegen.

Sie hatten keine Chance gegen Zamorra. Der Zorn, der in ihm tobte, grenzte hart an Vernichtungswillen. In seinem Herzen aber blieb er dabei eiskalt und verlor nicht einen Sekundenbruchteil die Übersicht. Die stürmisch, aber unkontrolliert angreifenden Einheimischen mußten den Eindruck haben, daß Zamorra nicht zwei, sondern zehn Hände hatte. Ehe sie es sich versahen, lagen sie mehr oder weniger kampfunfähig auf dem Boden.

Aber noch immer loderte das Feuer des Berserkertums in dem Professor. Nur mit äußerster Selbstbeherrschung gelang es ihm, sich zu zügeln. Nie in einem Leben hatte er derart intensive animalische Instinkte in seinem Innersten gespürt. Schwer atmend zwang er sich gewaltsam zur Besonnenheit.

Die übrigen Gäste, die Zeuge seiner Raserei geworden waren, hatten schleunigst Abstand genommen. Furchtsame Blicke trafen den Professor.

Nicole stand ebenfalls mit wild blickenden Augen da. Sie suchte die Serviererin, fand sie aber nicht. Das Mädchen hatte es vorgezogen, sich rechtzeitig zu entfernen.

Zamorra trat auf sie zu und legte ihr eine Hand um die Schulter.

»Kommen Sie, Magali«, sagte er, jetzt völlig beherrscht. »Ich glaube, wir essen lieber woanders zu Abend.«

***

Zamorra und Nicole gingen zunächst zurück auf ihre Zimmer. Nicole pflegte im Badezimmer die Kratzer, die ihr die Serviererin zugefügt hatte. Dann kleidete sie sich neu an und band ihr Haar auch wieder zusammen. Der Professor paßte unterdessen auf, daß niemand kam, um irgendwelche Rachegelüste zu befriedigen.

Es kam niemand. Ungehindert konnten die beiden eine Weile später das Hotel verlassen. Auch draußen vor der Tür lauerte niemand.

»Scheint, daß sie die Nase voll haben«, stellte Zamorra mit Befriedigung fest.

Nicoles Zufriedenheit hielt sich in Grenzen. Sie betrauerte immer noch den Verlust ihrer Handtasche. Aber sie sah ein, daß es kaum möglich sein würde, sie der Serviererin wieder abzunehmen. Zamorra hatte recht. Sie hätte besser auf ihr Eigentum achtgeben sollen.

Der Appetit war ihnen eigentlich beiden vergangen. Sie beschlossen, das Abendessen zunächst zu verschieben. Statt dessen wollten sie der Rue Emile Zola Nummer 26 einen Besuch abstatten. Zu Fuß.

In der näheren Umgebung des Hotels war es auf der Straße ziemlich

ruhig. Nur vereinzelte Passanten ließen sich blicken. Limaux schlief aber keineswegs. Aus einiger Entfernung drang eine eigenartige Geräuschkulisse an ihre Ohren. Beinahe orgiastische Schreie, Musik, Gesang…

Sie gingen in die Richtung, die ihnen die Serviererin beschrieben hatte. Musik, Gesang und Geschrei wurden immer lauter. Sie schienen genau auf die Ursprungsquelle zuzugehen.

So war es. Die lautstarken Ereignisse spielten sich auf dem Marktplatz ab.

Schon von weitem konnten Zamorra und Nicole die große Menschenmenge sehen, die sich weiter vorne zusammendrängte. Einzelheiten waren jedoch noch nicht zu erkennen. Erst als sie näher herankamen, schälten sich Bildausschnitte heraus.

Bildausschnitte, die in ein antikes Mosaik zu gehören schienen!

Verrückt gekleidete Menschen, Männer, Frauen und Kinder, tanzten ekstatisch umher. Sie hatten weiße Gewänder an, die verdammt nach zusammengestoppelten Bettlaken aussahen, aber auch so absurde Kleidungsstücke wie Fellumhänge und Pelzjacken. Oder aber sie waren ganz einfach nackt, so nackt, wie sie einst als Säuglinge zur Welt gekommen waren. Die meisten von ihnen hatten sich Kränze von Grünzeug umgeschlungen. Efeuranken und Weinreben, wie es schien. Auf einigen Köpfen thronten Kronen, die ebenfalls aus grünen Ranken bestanden.

Dumpfe Trommelschläge begleiteten chaotische, jede Harmonie vermissen lassende Flöten- und Harfenklänge. Dennoch übten die Töne einen irgendwie faszinierenden, fast magischen Reiz aus, dem sich auch Zamorra und Nicole kaum entziehen konnten.

Die Menschen von Limaux waren wie verzaubert. Sie tanzten wie die Besessenen und stießen dabei unartikulierte Singlaute aus, die trotz aller Dissonanz zu der abartigen Musik paßten. Zu der überall sichtbaren Ekstase tragen allerdings wohl auch die an verschiedenen Stellen aufgestellten Weinfässer bei, aus denen sich Tänzer und Sänger eifrig bedienten.

»Was soll das sein?« fragte Nicole. »Ein Winzerfest? Ein bißchen wild, was?«

Während sie diese Worte sagte, wiegte sie sich in den Hüften und stampfte mit den Füßen. Sie war drauf und dran, sich unter die Leute zu mischen und mitzumachen.

Zamorra verstand das. Auch ihn kribbelte es. Aber er unterdrückte die verrückten Impulse.

»Es ist kein normales Winzerfest, Nicole«, beantwortete er ihre Frage. »Sieh mal da — in der Mitte!«

Er meinte den Springbrunnen, um den die Menschen herumtanzten. Die erhöht stehende Brunnenfigur im Zentrum stellte nicht das übliche

Männeken Pis oder ein wasserspeiendes Tier dar. Es war vielmehr eine Männergestalt. Allerdings versehen mit einem Ziegenbockschädel und einem Schwanz.

Ein geheimnisvolles Leuchten ging von der Gestalt aus. Sie schien von innen heraus zu glühen, so als würde in ihr ein waberndes Feuer lodern.

»Das soll Dionysos sein, nicht?« meinte Nicole.

Der Professor nickte. »Dionysos oder Bacchus, wie ihn die Römer nannten. Sieht ziemlich echt aus. Wenn er sich bewegen würde, könnte man auf den Gedanken kommen, daß es sich um einen Dämon handelt.«

»Du meinst…«

»Nein, nein«, wehrte Zamorra ab, »es ist kein Dämon. Nur eine Statue.«

»Die Leute scheinen das anders zu sehen. Hör mal genau auf diesen Singsang. In meinen Ohren klingt das wie ein Gebet,«

Der Professor lauschte. Und tatsächlich, es war einiges dran an dem, was Nicole gesagt hatte. Wenn man ganz genau hinhörte, ließen sich einige Worte verstehen.

Bacchus… hilf uns… Wein… Ernte… Gelobt seist du… Herr des Weines…

Er fand die Handlungsweise nicht einmal unverständlich. Limaux lebte vom Wein. Lag es da fern, Bacchus anzuflehen? Wenn er Weinbauer gewesen wäre, hätte er wahrscheinlich bei dem Bittgesang mitgemacht.

Auf einmal brach der Gesang der Menschenmenge ab. Auch der wilde Tanz geriet ins Stocken, als die Musik aufhörte. Nur die dumpfen Trommelschläge waren noch vernehmbar.

Eine tiefe, beinahe beängstigende Stille trat ein. Irgend etwas mußte Vorgehen. Nicole und Zamorra standen am äußersten Rand der Menge. Sie konnten noch nicht erkennen, was im Inneren des Kreises, der sich um den Brunnen gebildet hatte, passierte.

Kurz darauf aber konnten sie es sehen. Auf dem erhöhten Brunnenrand erschienen mehrere Gestalten. Drei Männer und eine junge Frau. Die Männer hatten sich als Satyrn verkleidet, während das Mädchen in ein einfaches, weißes Gewand gehüllt war.

Die junge Frau machte einen völlig geistesabwesenden Eindruck, schien in tiefer Trance zu sein. Zwei der Satyrgestalten stützten das Mädchen. Sonst wäre es wahrscheinlich hilflos zu Boden gesunken.

Der dritte Mann im Kostüm eines Bacchus-Begleiters hob jetzt die Arme hoch in die Luft und wandte sich der Menschenmenge zu.

»Bürger von Limaux, Gäste unserer Stadt«, rief er. Seine Stimme war so laut, daß sie über den gesamten Marktplatz schallte. »Wir haben uns hier versammelt, um in dieser feierlichen Zeremonie den Segen

des Gottes Bacchus für unsere Weinberge zu erflehen. Es ist mir als Stadtrat von Limaux eine besondere Ehre, zusammen mit unserem Arzt Doktor Delecourt und dem Herrn Pfarrer beim Höhepunkt der feierlichen Zeremonie…«

Ganz überraschend stieß Nicole den Professor plötzlich in die Seite.

»Chef, ich kenne den Mann, der da vorne redet!«

Zamorra strich über seine Rippenpartie. Er hatte bisher gar nicht gewußt, daß Nicole so spitze Ellenbogen besaß.

»Ich kenne den Mann auch«, sagte er. »Er ist Stadtrat hier in Limaux. Das hat er ja gerade laut und deutlich gesagt.«

»Nein, das meine ich nicht«, entgegnete Nicole. »Ich kenne ihn woanders her. Aus Paris… Nur fällt mir partout nicht ein… Doch, jetzt habe ich es. Chef!«

Alarmstimmung schwang plötzlich in ihrer Stimme mit.

»Ganz ruhig, Nicole«, beschwichtigte sie der Professor.

»Dieser Mann… ich erinnere mich jetzt. Kannst du dich noch auf die Nacht besinnen, in der ich dich beinahe mit der Schere umgebracht hätte?«

»Und ob, meine Liebe!«

»Du hast da von einem distinguiert aussehenden, graumelierten Mann gesprochen, der mich wahrscheinlich hypnotisiert hat. Dieser Stadtrat da vorne — das ist dieser Mann! Ich erinnere mich jetzt ganz deutlich. Sein Anblick muß einen Block in meinem Bewußtsein gelöst haben. Dieser Mann stand plötzlich an meinem Bett und… Er hatte riesengroße Augen, in die ich hineingestürzt bin.«

»Oh, verdammt!« murmelte der Professor. »Das würde bedeuten, daß der Mann kein Stadtrat ist, sondern ein Dämon!«

»Ja, das würde es wohl bedeuten. Was tun wir jetzt, Chef?«

»Weiß noch nicht. Sehen wir erst einmal, wie diese Zeremonie da vorne weitergeht.«

Weder der Professor noch Nicole hatten mitbekommen, was der als Satyr Verkleidete zuletzt gesagt hatte. Er war mitten im Satz, als sie wieder hinhörten.

»… sich unsere junge Mitbürgerin Marie Jardin freudig bereit erklärt, zu Ehren des Gottes Bacchus und zum Segen unserer Stadt alles zu geben, was sie besitzt — sich selbt!«

Der Sprecher schwieg. Und auch aus der Menge war kaum ein Laut zu vernehmen. Nur hier und dort störte jemand, der wahrscheinlich zuviel Wein getrunken hatte, die Stille.

Der Stadtrat trat auf die anderen beiden Männer und das weißgewandete Mädchen zu. Plötzlich hatte er ein großes Messer in der Hand. Die breite Klinge blinkte im Schein der Brunnenbeleuchtung und der Straßenlaternen. Der Mann blickte auf die Statue des Bacchus und verneigte sich. Dann hob er die Hand mit dem blitzenden

Messer…

Nicole verkrampfte sich plötzlich ein bißchen. »Chef, er wird doch nicht etwa…«

»Doch, er wird. Wenn es Bacchus verlangt…«

»Natürlich«, sagte Nicole und entspannte sich wieder, »es ist ja im Interesse der Stadt.«

Die Hand der Satyrgestalt zuckte nach vorne. Tief bohrte sich das Messer in die Brust des Mädchens. Augenblicklich färbte sich ihr weißes Gewand rot.

Ein Aufschrei ging durch die Menge, ein Aufschrei der Begeisterung, der Freude…

Die Musik setzte wieder ein, als die drei Männer dort vorne das Opfer über den Brunnenrand kippen ließen. Erneut begann die Menge zu singen und zu tanzen. Jubelnder klangen ihre Stimmen, und wilder waren ihre Schritte.

Zamorra und Nicole verspürten den Drang mitzutanzen und mitzusingen. Schon löste sich Nicole von der Seite des Professors und reihte sich ein in den Kreis der anderen.

Der Professor mußte seine ganze Willenskraft aufbringen, um ihr nicht zu folgen.

Du hast Wichtigeres zu tun! hämmerte er sich selbst ins Bewußtsein. Denk' an André d'Avallon, denk' an dein Amulett!

Die Selbstbeeinflussung gelang. Zamorra schüttelte die seltsamen Anwandlungen ab, die ihn zu übermannen drohten.

Er trat auf Nicole zu und packte sie am Arm. Fast gewaltsam mußte er sie aus dem Kreis der Tänzer ziehen.

***

Vorbei an Paaren, die sich ganz offen wie Satyrn und Bacchantinnen benahmen, verließen Zamorra und Nicole den Marktplatz.

Die Beschreibung der Serviererin erwies sich als ausgezeichnet. Sie fanden die Rue Emile Zola auf Anhieb. Es war eine kleine, enge Seitenstraße, in der es nicht einmal Straßenlaternen gab. In den meisten Häusern brannte jedoch Licht, so daß sie sich trotzdem ohne große Mühe orientieren konnten.

Nummer 26 war ein zweistöckiges Haus. Namensschilder existierten nicht. Auch eine Klingel war nicht zu entdecken.

Zamorra ließ sich dadurch nicht entmutigen. Mit den Knöcheln der rechten Hand klopfte er hart gegen die hölzerne Haustür. Aber auch nach dem dritten Versuch kam noch niemand, um zu öffnen.

»Wahrscheinlich ist keiner da«, vermutete Nicole. »Fast die ganze Stadt dürfte sich ohnehin auf dem Marktplatz aufhalten.«

Der Professor deutete zum ersten Stock hinauf. Ein Fenster war erleuchtet.

»Es muß jemand da sein«, stellte er fest. »Und diesem Jemand wollen wir jetzt mal Feuer unter dem Hintern machen!«

Er bückte sich, tastete mit den Fingern auf der Erde herum. Ein flacher Stein, groß wie eine Zigarettenschachtel, schlüpfte in seine Hand. Er richtete sich wieder auf, machte eine schwungvolle Armbewegung und schleuderte den Stein nach oben.

Sein Zielvermögen erwies sich als hervorragend. Klirrend ging die Fensterscheibe zu Bruch.

Wenige Augenblicke erschien die Silhouette einer Frau am Fenster.

»Lumpengesindel!« ertönte eine schrille Stimme. »Verschwindet, oder ich schütte euch eine Waschschüssel mit kochendem Wasser über eure dreckigen Bälge!«

Trotz der harten Worte klang die Stimme zittrig und nicht frei von Angst. Ganz offensichtlich gehörte sie einer älteren Frau, die sich gar nicht so wohl in ihrer Haut fühlte.

Zamorra versuchte es mit Diplomatie. »Wir sind kein Lumpengesindel, Madame«, rief er nach oben. »Nur ein paar Fremde, die einige Fragen haben.«

»Verschwinden Sie!« keuchte die Frau.

Der Professor spürte, daß die Wut in ihm aufstieg wie das Wasser in einer Pumpe.

»Wenn Sie jetzt nicht sofort auf meine Fragen antworten, dann komme ich hoch und schmeiße Sie aus dem Fenster, Sie alte, verhutzelte Hexe!«

Seine Drohung hatte Erfolg.

»Was… was wollen Sie wissen?« wurde er gefragt. Ziemlich kleinlaut auf einmal.

»Kennen Sie einen Mann namens André d’Avallon?« wollte Zamorra wissen.

»Ja«, kam die Antwort. »D’Avallon, das ist ein Freund meines Sohns Albert.«

Na also, dachte der Parapsychologe. Glück mußte der Mensch haben.

»Wo ist Albert?« erkundigte er sich.

»Wo soll er schon sein? Saufen und Huren natürlich!«

»Und d’Avallon?«

»Was weiß denn ich!« sagte die Frau unfreundlich. »Er ist abgereist.«

»Wann?«

»Vor ein paar Tagen schon. Gott sei Dank, daß er aus dem Haus ist, der verrückte Kerl.«

»Sie fanden ihn verrückt? Wieso?«

Das verächtliche Schnauben der Frau war deutlich zu hören. »Ist einer vielleicht nicht verrückt, wenn er was von Dämonen schwafelt? Wenn er allen Ernstes behauptet, überall welche zu sehen? Nur Verrückte tun so was.«

Zamorra sah das ganz anders. André d'Avallon war also hier in Limaux gewesen. Und er hatte Dämonen gesehen! Der Professor zweifelte nicht daran, daß ihn der Telepath aus diesem Grunde angerufen hatte. Und er zweifelte im Grunde genommen auch nicht mehr daran, daß ihn die Dämonen entlarvt, unschädlich gemacht und durch dieses Surrogat in seinem Apartment ersetzt hatten. Er wußte damit eigentlich genug. Mehr konnte ihm die Frau da oben am Fenster auch nicht sagen.

»Danke, Madame, ich habe keine weiteren Fragen«, ließ er die Frau wissen.

Selten war ein Kopf so schnell aus einem Fensterrahmen gezogen worden.

Etwas verspätet kam Zamorra noch ein Gedanke.

»Madame!« rief er abermals nach oben.

Zunächst erschien die Frau nicht wieder. Zamorra war gezwungen, einen zweiten Stein hochzuschleudern. Erst dann tauchte sie erneut auf.

»Was ist denn noch? Ich denke, Sie haben keine verdammten Fragen mehr.«

»Eine noch«, sagte der Professor. »Wo wohnt der Stadtrat?«

»Welcher? Es gibt mehrere in Limaux, lieber Mann.«

»Sieht aus wie ein Chefarzt im Fernsehen«, beschrieb ihn Zamorra. »Er hat am Markt die Zeremonie geleitet. Sie wissen bestimmt, was ich meine.«

»Das wird Verlaine sein«, bekam er Auskunft. »Auguste Verlaine. Der wohnt… warten Sie mal… direkt neben dem Rathaus, glaube ich. Ja, da wohnt er. Sonst noch was?«

»Au revoir, Madame.«

Zamorra blickte an den Häusern in der Nachbarschaft hoch. Er sah keinen Menschen. Die Aussichten, daß niemand seinen Dialog mit der Frau mitbekommen hatte, standen gut.

»Statten wir dem Herrn Stadtrat einen Besuch ab«, sagte er zu Nicole.

***

Zamorra wußte, wo das Rathaus lag: unmittelbar am Markplatz. Er hatte das Gebäude vorhin bereits, ohne besonders darauf zu achten, gesehen.

Um das Gebäude beziehungsweise das Haus daneben zu erreichen, mußten sie den Marktplatz überqueren. Das war nicht ganz einfach, denn das orgiastisehe Treiben rund um den Brunnen war in der Zwischenzeit nicht abgeklungen, sondern eher noch wilder, noch zügelund hemmungsloser geworden.

Erneut mußten Zamorra und Nicole dagegen ankämpfen, sich gehen zu lassen und sich unter die Menge zu mischen.

Noch andere Gefahren drohten. Latente und hier und dort bereits zum Ausbruch kommende Gewalttätigkeit machte sich bemerkbar.

Obgleich Zamorra und Nicole das Getümmel ganz am Rand passierten, kamen sie nicht ungeschoren davon. Ein paar Männer, stark angetrunken und unsicher auf den Beinen, verstellten ihnen den Weg. Mit blutunterlaufenen Augen starrten sie die beiden Fremden an. Besonders Nicole natürlich.

Und schon kam das, was kommen mußte. Lüsterne Hände streckten sich nach Nicole aus. Eindeutige und obszöne Redensarten machten klar, wonach den Betrunkenen der Sinn stand.

Der Professor machte kurzen Prozeß mit ihnen. Seine Fäuste wirbelten wie ein Mixquirl. In Sekundenschnelle lagen die Kerle auf dem Pflaster. Einer von ihnen war jedoch hart im Nehmen. Er hatte auf einmal eine Jagdpistole in der Hand und legte auf Zamorra an. Seine tückisch blitzenden Augen versprachen Mord und Tod. Schon krümmte sich sein Finger um den Abzug. Im letzten Sekundenbruchteil traf Zamorras Schuhspitze seine Hand. Die Pistole wurde ihm aus den Fingern geprellt und flog in hohem Bogen davon.

Das Jaulen des Kerls nicht beachtend, bückte sich Zamorra nach der Waffe und hob sie auf. Es war ein altersschwaches Ding, eins von der Sorte, mit der man glänzend um die Ecke, nur nicht geradeaus schießen konnte. Aber einem geschenkten Barsch schaute man nicht in die Kiemen. Der Professor steckte die Pistole in die Innentasche seines Jacketts. Dann quälten er und Nicole sich weiter ihrem Ziel entgegen.

Zamorra vergaß nicht, die ganze Zeit über seine Augen offenzuhalten und nach dem so würdig aussehenden Stadtrat Ausschau zu halten. Er sah ihn jedoch nirgends. Am Brunnen hielt er sich jedenfalls nicht mehr auf.

Dann standen sie vor dem Rathaus. Es war ein größerer, mehrgeschossiger Bau mit Stuckfassade. Unterhalb des in erhabenen und verschnörkelten Initialen gehaltenen Schriftzuges »Rathaus« prangte das Wappen von Limaux: ein von Reben gesäumtes Schwert.

Zamorra interessierte sich jedoch nicht für das Amtsgebäude. Es ging um das Nachbarhaus, wobei noch fraglich war, ob das rechte oder das linke in Frage kam. Beide waren kleiner — natürlich — als das Rathaus, bildeten jedoch eine architektonische Einheit mit ihm.

Links waren sie offensichtlich falsch. Es gab zwar mehrere Namensschilder, Verlaine war jedoch nicht darunter. Zamorra und Nicole versuchten ihr Glück auf der anderen Seite.

Und hatten Glück. Ja, da stand es: Verlaine! Auf dem untersten Klingelschild, neben einem goldglänzenden Knopf.

»Läuten?« fragte Nicole. Unwillkürlich flüsterte sie.

»Nein«, sagte Zamorra. »Freunde soll man überraschen.«

»Einbrechen also?«

»So ungefähr.«

Nicole machte ein bedenkliches Gesicht. »Aber das ist riskant, Chef. Wir stehen hier wie auf dem Präsentierteller. Man kann uns von allen Seiten sehen.«

»Wenn man hinsieht, ja. Aber das scheint mir nicht unbedingt der Fall zu sein. Die Leute haben etwas viel Besseres zu tun. Trotzdem…«

Er überlegte kurz. »Am besten wäre es von der Rückfront her. Wir müßten nur erst einmal in den Hausflur kommen. Und das geht nur…«

Zamorra trat in den Hauseingang, inspizierte die Tür genau. Sie erschien ihm nicht als unüberwindbares Hindernis.

»Nicole, stell dich so vor mich, daß du mich weitgehend verdeckst. Ja, so ist es gut.«

Der Professor winkelte das Bein an, wuchtete es dann gegen die Tür, unmittelbar unterhalb des zugesperrten Schlosses. Die Tür ächzte, gab aber noch nicht nach. Beim nächsten Tritt splitterte bereits etwas. Und beim dritten Versuch flog die Tür nach innen, wie von einer Windsbraut gepackt. Der dabei entstehende Lärm wurde weitgehend von der Geräuschkulisse des Marktplatzes übertönt.

Eine gute Minute wartete Zamorra ab. Im Hause rührte sich nichts. Und auch von den Menschen auf dem Markplatz nahm bisher niemand Notiz.

»Bon«, sagte der Professor. »Nicole, du wartest hier. Ich werde durch ein Rückfenster in die Wohnung einsteigen.«

»Und dann? Was willst du da drinnen? Eine Konfrontation mit diesem Stadtrat? Wenn er wirklich ein Dämon ist… Chef, du hast keine Chance. Er kann dich in der Luft zerreißen, wenn er will.«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. In erster Linie suche ich keine Konfrontation. Es geht mir um mein Amulett. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat es Verlaine in Besitz genommen. Wäre nur logisch, daß er es irgendwo in der Wohnung verborgen hat. Daß er es ständig mit sich führt, halte ich für ausgeschlossen. Der Talisman ist für Dämonen schlimmer als ein Stück rotglühender Stahl.«

»Paß auf dich auf, Chef«, gab ihm Nicole mit auf den Weg.

Zamorra nickte und schlüpfte ins Haus. Er erreichte die Wohnungstür Verlaines. Kurz kämpfte er mit der Versuchung, auch diese Tür einfach einzutreten, ließ diesen Gedanken dann aber fallen. Falls doch jemand in der Wohnung war, würde er sofort vorgewarnt sein.

Er schlich durch das Treppenhaus. Eine Hintertür gab es nicht. Wohl aber eine Tür, die in den Keller führte. Sie stand offen. Eine Treppe führte nach unten, und Zamorra setzte seine Füße auf die Stufen.

Seine Erwartungen erfüllten sich. Vom Keller aus gab es eine Tür, die zum Hinterhof führte. Der Schlüssel steckte von innen. Kein Problem für den Professor.

Nicht viel später stand er vor der Rückfront des Hauses, die nicht von einem schmutzigen Hinterhof, sondern einem hübsch angelegten Garten begrenzt wurde. Die Fenster der Erdgeschoßwohnung lagen im Dunkeln.

Zamorra legte das Ohr an eine Scheibe. Kein Laut war zu hören. Er wagte es, das Glas in Höhe des Fensterknaufs einzudrücken. Mehrere Scherten fielen unangenehm klirrend nach innen. Wieder lauschte der Professor angespannt, ohne im Inneren der Wohnung etwas zu hören.

Aufatmend steckte er seine Hand hindurch und drehte den Knauf. Dann konnte er in die Wohnung hineinklettern.

Das Zimmer, in dem er sich wiederfand, war so etwas wie ein Herrenzimmer. Viele Bücher, eine Clubgarnitur, Rauchtisch. Zamorra überlegte, ob er es riskieren sollte, Licht anzumachen.

Da hörte er plötzlich ein Geräusch. Irgend jemand hustete, unterdrückt und irgendwie verstohlen.

Es war doch jemand in der Wohnung! Anscheinend im Nebenzimmer.

Fast automatisch griff der Professor nach der Jagdpistole, die er erobert hatte. Auf leisen Sohlen schlich er zur Tür, öffnete sie geräuschlos. Eine dunkle Diele lag vor ihm.

Wieder wurde gehustet. Und jetzt war er sich ganz sicher, wo die Geräusche herkamen. Nicht aus dem Nebenzimmer, sondern aus dem Raum gegenüber dem Herrenzimmer. Die Tür dieses Raums stand halb offen.

Zamorra ging aufs Ganze. Dämonen pflegten nicht zu husten wie ein Asthmakranker. Es mußte also ein Mensch sein, der mit ihm in der Wohnung war.

Mit einem Satz durchquerte er den Flur, stieß die bewußte Tür ganz auf. Mit der linken Hand tastete er nach einem Lichtschalter, fand ihn auch. Eine Deckenlampe flammte auf.

Ein Blick genügte dem Professor, um sich mit der Situation vertraut zu machen. Er stand im Türrahmen eines Schlafraums. Im Bett lag eine Frau. Sie mochte etwa fünfzig Jahre alt sein und sah verhärmt und krank aus. Die Frau hatte den Kopf leicht angehoben und starrte ihn mit panikgeweiteten Augen an.

»Bi… bitte tun Sie mir nichts«, bibberte sie angstschlotternd. »Nehmen Sie, was Sie wollen, aber la… lassen Sie mich le… leben.«

Die Frau hielt Zamorra fraglos für einen Einbrecher. Für den Augenblick paßte das dem Professor ganz gut in den Kram.

»Wo sind Ihre Wertsachen?« schnauzte er.

»Hi… hier!« Die Frau neigte sich ächzend zur Seite und zog eine Nachttischschublade auf. Zamorra trat näher. Er sah eine Schatulle mit Ketten, Broschen, Ringen. Dieses Zeug interessierte ihn keinen Deut.

»Nicht diesen Schrott«, sagte er grob. »Ihre echten Wertsachen. Sie haben bestimmt einen Safe.«

»Nei… nein.«

Zamorra hob die Pistole.

»Nicht, bitte!« kreischte die Frau, bei der es sich wohl um Madame Verlaine handelte. »Ich will Ihnen alles sagen. Der Safe ist in der Bibliothek. Hinter dem Bild mit der Flußlandschaft.«

»Schlüssel oder Code?«

Hastig sprudelte die Frau eine Zahlenkombination hervor.

»Bon«, sagte Zamorra. »Ich bin gleich wieder da. Sie bleiben hier hübsch ruhig liegen. Anderenfalls…« Er wedelte mit der Jagdpistole.

Sichtlich erschöpft ließ sich die Frau in die Kissen zurücksinken. Zamorra verließ sie und kehrte wieder in das Herrenzimmer zurück, das wohl mit der Bibliothek identisch war. Er machte Licht.

Ja, da hing ein Bild an der Wand. Es zeigte ein Dorf, das sich malerisch an ein Flußufer schmiegte. Der Professor hängte das Gemälde ab. Die Stahltür eines kleinen Safes kam zum Vorschein.

Ganz plötzlich spürte Zamorra, wie Übelkeit in ihm aufstieg. Die Übelkeit war mehr geistiger als körperlicher Natur. Wellen einer schrecklichen Depression überspülten ihn. Gleichzeitig hatte er wahnsinnige Angstgefühle. Jede Faser seines Körpers schien zu zittern. Er hatte den ungeheuer bohrenden Wunsch, diesen Raum so schnell wie möglich zu verlassen.

Aber der Professor war ein Mensch mit eisernem Beherrschungsvermögen. Mit aller geistigen Kraft zwang er sich dazu, dem Fluchtbegehren zu widerstehen. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn, als er Hand an den Safe legte und die in Erfahrung gebrachte Zahlenkombination einstellte. Die Tür des Safes schwang auf.

Zamorra sah sofort, daß sich sein Amulett nicht in dem Stahlfach befand. Dafür sah er etwas anderes: einen in düsterem Rot glosenden, fünfeckigen Stein. Seltsame Zeichen bedeckten die Flächen des Steins. Zeichen, die Zamorra zum Teil kannte.

Symbole schwarzer Magie!

Er wollte nach dem Stein greifen, um ihn näher betrachten zu können. Aber er brachte es nicht fertig. Die nicht kontrollierbaren Furchtanwandlungen, die in ihm tobten, waren stärker. Seine Hand verweigerte ihm den Dienst, ließ sich kraft seines Willens nicht dazu zwingen, in den Safe hineinzufassen. Zitternd zog Zamorra die Hand zurück und schloß fast hektisch die Safetür.

Sofort fühlte er sich besser. Der mörderische Druck war von ihm gewichen. Ärger ergriff jetzt Besitz von ihm, Ärger, daß es ihm nicht gelungen war, den Ausstrahlungen des Bösen zu trotzen.

Er ging wieder in das Schlafzimmer hinüber. Die Frau hatte sich nicht gerührt, lag nach wie vor voller Angst im Bett.

»Sie sind Madame Verlerne, ja?«

Sie nickte.

»Ich habe nicht gefunden, was ich suche«, sagte Zamorra. »Wo könnte Ihr Mann noch Wertgegenstände aufbewahren? Es geht mir um ein Silberamulett, das an einer kleinen Goldkette hängt. Haben Sie so etwas schon einmal bei Ihrem Mann gesehen?«

Die Frau verneinte seine Frage. Durch hartnäckiges Bohren holte Zamorra aus ihr heraus, daß Verlaine ganz wichtige Sachen manchmal auch im großen Tresor des Rathauses deponierte. Der Professor nahm sich vor, auch dort nachzusehen. Aber es würde schwierig werden, das wußte er schon jetzt. Denn diesmal konnte ihm die Frau nicht mit der Zahlenkombination dienen, die den Tresor öffnen würde.

Eigentlich hätte er jetzt gehen können. Aber da war noch etwas, das ihn interessierte.

»Sagen Sie, Madame Verlaine«, fragte er. »Ihr Mann… ist Ihnen in der letzten Zeit etwas an ihm aufgefallen? Ist er anders als sonst?«

Mit leichter Verwunderung sah ihn die Frau an. Solche Fragen hätte sie wohl von einem Einbrecher nicht erwartet.

»Wer sind Sie, Monsieur?« fragte sie plötzlich.

»Tut nichts zur Sache«, winkte der Professor ab. »Geben Sie mir lieber Antwort auf meine Frage.«

Sie tat es. Ja, ihr Mann hatte sich geändert in den letzten Wochen. Er kümmerte sich kaum noch um sie, war praktisch überhaupt nicht mehr zu Hause. Der Zeitpunkt seiner Veränderung und der Beginn ihrer Krankheit fielen zusammen. Sie nahm an, daß ihre Bettlägerigkeit ihn veranlaßte, auf einmal so reserviert zu sein.

Zamorra hatte eine andere Theorie. Am Beispiel André d'Avallons gemessen konnte er sich vorstellen, daß Verlaine, der richtige Verlaine, tot war und Platz gemacht hatte für sein Surrogat, für den Dämon, der jetzt als Stadtrat posierte. Die Krankheit der Frau — niemand wußte, woran sie eigentlich litt — hatte ihr wahrscheinlich, der Dämon selbst angehext, um eine Begründung zu haben, sich nicht mit ihr befassen zu müssen. Aber von diesen Überlegungen sagte er der Frau nichts. Er ersuchte sie noch dringend, Verlaine nichts von seinem Besuch zu sagen, und verließ dann das Haus auf demselben Weg, auf dem er gekommen war.

Nicole wartete auf ihn vor der Haustür.

***

Sich Zugang zum Rathaus zu verschaffen, war viel leichter, als Zamorra erwartet hatte. Die große Eingangstür war nämlich nicht abgeschlossen. Mühelos konnten der Professor und seine Freundin das Gebäude betreten.

Still und verlassen gähnten ihnen die Eingangshalle und der Treppenaufgang entgegen. Zamorra hatte sich von Madame Verlaine die Lage des Tresorraums ganz genau beschreiben lassen. Er war im

ersten Stockwerk zu finden.
Die Tür der »Schatzkammer« war verschlossen. Der Professor hatte dennoch keine Probleme. Wuchtige Tritte, die wie Donnerschläge durch das Gebäude hallten, sprengten den Eingang frei.
Zamorra und Nicole schlüpften in den Raum. Licht anzumachen, wagten sie nicht. Aber das war auch nicht unbedingt nötig. Der Raum, lag nach vorne raus. Es fiel genug Licht von draußen ein, um zumindest Umrisse erkennen zu lassen.
Ein ganz normaler Kassenraum, wie man ihn in unzähligen Behörden fand, lag vor ihnen. Der Tresor, wuchtig wie ein Panzer und kaum weniger solide, war in eine Wand eingelassen worden. Matt blinkte die massive, stählerne Stirnseite. Die beiden traten an den Panzerschrank heran.
»Den kriegst du nie auf«, sagte Nicole. »Dazu brauchst du eine ganze Tonne TNT.«
Das war sicherlich übertrieben, traf im Kern aber durchaus den Sachverhalt. Der Tresor war mit herkömmlichen Mitteln nicht zu sprengen.
»Merde«, schimpfte Zamorra erbittert. »Wenn ich mir vorstelle, daß da drin…«
Abrupt unterbrach er sich. Seine Stimme sank auf Flüsterniveau hinab. »Es ist tatsächlich drin, Nicole!«
»Das Amulett? Woher willst du es wissen, Chef?«
»Ich spüre es — hier!« Der Professor tippte sich auf die Brust, wo er sonst den Talisman zu tragen pflegte. »Es prickelt… wie kleine Nadelstiche.«
Die Empfindungen änderten, sich jetzt. Zamorra spürte ein Ziehen in der Brust. Ihm war, als würden magnetische Kräfte auf ihn einwirken. Kräfte, die von seinem Amulett ausgingen.
Mit brennenden Augen blickte der Professor auf die Stahltür, so, als könne er die Panzerplatte mit seinen Blicken durchbohren.
Dann geschah es…
Ein Lichtstrahl, glänzend wie Silber, brach plötzlich aus der Stahltür hervor.
Nicole schrie auf, und schloß geblendet die Augen. Zamorra aber blinzelte nicht einmal. Er war voll konzentriert — auf sein Amulett.
Auf einmal wurde die Stahlplatte durchsichtig wie Glas. Zamorra sah das Amulett. Es schwebte, schwebte frei in der Luft. Noch innerhalb des Tresors. Jetzt jedoch bewegte es sich nach vorne, auf die Tür zu.
Und glitt hindurch wie durch einen luftleeren Raum!
Zamorra streckte den Arm aus. Ein paar Herzschläge später hatte er seinen Talisman in der Hand.
Die Tresortür war wieder eine massive Wand.
»Wie… wie ist das möglich?« fragte Nicole mit fast tonloser Stimme.

Zamorra lächelte. »Ganz genau sagen kann ich es dir auch nidht, meine Liebe. Aber ich habe eine gewisse Ahnung. Das Amulett ist schon seit längerer Zeit in meinem Besitz. Ich habe mich an es gewöhnt, und es hat sich an mich gewöhnt. Man kann getrost von einer Symbiose sprechen. Wir beide, das Amulett und ich, wir gehören zusammen. Und dieses Zusammengehörigkeitsgefühl, dieser Drang, wieder vereint zu werden, sind so stark, daß simple Stahlplatten kein Hindernis sein können. Verstehst du?«

»Nein«, sagte Nicole. »Aber die Tatsachen sprechen wohl für sich.«

Das taten sie.

***

Zamorra fühlte sich wie ein neuer Mensch. Eins seiner Ziele war erreicht. Er hatte sein Amulett wieder.

Und der Talisman leistete ihm sofort treue Dienste. Er war wieder in der Lage, die Ausstrahlungen des Bösen zu orten, und tat es auch bereits.

Das Amulett brannte wie Feuer auf Zamorras Brust. Der Intensität nach zu urteilen, war Limaux ein einziger Dämonenpfuhl.

Der Professor trat an eins der Fenster, blickte durch den grobmaschigen Vorhang hinunter auf die Straße.

Sofort sah er den ersten Dämon. Und noch zwei, drei andere.

»Nicole!«

Das Mädchen kam an seine Seite.

Zamorra deutete auf die durcheinanderquirlende, orgiastische Menschenmasse auf dem Marktplatz. »Siehst du die Dämonen, Nicole?«

»Nein, ich sehe nur Menschen. Siehst du denn…«

»Ja«, sagte Zamorra, »ich sehe sie. Da, da und da! Widerwärtige, große Gestalten mit schauderhaften Fratzen. Und langsam beginne ich zu begreifen. Du, die Menschen dort draußen — ihr unterliegt einer schrecklichen Sinnestäuschung. Euch erscheinen die Dämonen wie Menschen, die normal aussehen, normal sprechen, sich normal verhalten. In Wirklichkeit aber seid ihr Opfer einer dämonischen Massenhypnose. Bis vor ein paar Minuten war ich ebenfalls ein solches Opfer. Jetzt aber kann ich mit Hilfe der Kräfte meines Amuletts die schreckliche Wirklichkeit sehen. Die Dämonen wußten, daß ich sie durchschauen kann, solange ich das Amulett bei mir trage. Deshalb wollten sie mich in Paris töten. Und als die Tötungsversuche mißlangen, wechselten sie die Taktik und beraubten mich durch dich des Amuletts. Damit glaubten sie dann, mich unschädlich gemacht zu haben. Ähnlich war es vermutlich auch mit André d'Avallon. André war wohl auf Grund seiner telepathischen Gabe ebenfalls in der Lage, die Dämonen zu durchschauen. Deshalb mußte er sterben.«

Der Professor knirschte mit den Zähnen.

»Und ich ahne noch mehr«, fuhr er fort. »Die Menschen hier in Limaux werden von einer finsteren Dämonenaura beherrscht. Deshalb geschehen hier all die schrecklichen, unfaßbaren Dinge. Die Verehrung von Götzenbildern, Mord, Totschlag, Zerstörungswut, Betrug, Raub, Vergewaltigung, hemmungsloses Austoben der Sexualität. Nur das Böse regiert. Sitte, Gesetz und Moral — all dies gilt nicht mehr. Nur die niederen Instinkte, die in jedem Menschen latent vorhanden sind, triumphieren. Dieses Dorf ist eine Dämonenschule. Hier werden Menschen in Dämonen verwandelt.«

Zamorra stöhnte leise auf. »Wir selbst, Nicole, haben uns wie alle anderen von der Dämonenaura beeinflussen lassen. Wie sonst hätten wir den gräßlichen Mord an dem Mädchen am Brunnen als beinahe natürlich hinnehmen können? Wie sonst wären wir nicht zutiefst abgestoßen gewesen von den sexuellen Ausschweifungen und der überall vorhandenen Gewalttätigkeit? Wie sonst wäre es zu erklären, daß wir selbst rücksichtslos und brutal gewesen sind?«

Nicole verzog das Gesicht. »Ich weiß nicht, Chef. Ich glaube, du übertreibst. Ich fühle mich jedenfalls ganz normal, ganz wie immer.«

»Natürlich fühlst du dich ganz normal, ganz wie immer. Die Veränderung, die tatsächlich in dir vorgegangen ist, wird dir ja gar nicht bewußt. Erst mein Amulett hat mir die Augen geöffnet. Du hingegen stehst nach wie vor unter dem Einfluß der Dämonenaura. Blick hinaus aus dem Fenster! Sieh dir das wilde Treiben da unten an. Wie wirkt es auf dich?«

Nicole antwortete nicht sofort. Dann sagte sie leise: »Es wirkt anregend auf mich. Ich würde gerne mitmachen. Es ist… schön!«

»Nein!« erwiderte Zamorra. »Es ist widerlich! Wenn du es mit deinen normalen Augen sehen könntest…« Zamorra hörte auf zu sprechen. Er hatte ein Geräusch in seinem Rücken gehört. Blitzartig wirbelte er herum.

Ein Dämon stand vor ihm.

***

»Monsieur Verlaine!« hauchte Nicole.

Das Höllen wesen in der Gestalt eines distinguiert wirkenden Herrn mittleren Alters blickte Nicole an, blickte Zamorra an.

»Was tun Sie hier?« schnarrte er.

Zamorra schaltete blitzschnell. Offenbar hatte der Dämon sie noch nicht erkannt. Oder aber er wußte noch nicht, daß er, Zamorra, wieder im Besitz seines Amuletts war.

Diesen Umstand galt es auszunutzen!

Oft schon war der Professor in der Vergangenheit den Kreaturen aus der jenseitigen Welt begegnet. Er kannte sich aus mit ihnen, wußte,

daß es verschiedene Kategorien von Dämonen gab, deren magische Kräfte ganz unterschiedlich entwickelt waren.

Dieses Scheusal, das da jetzt vor ihm stand wie ein häßlicher Riese mit dem Schädel einer warzenübersäten Kröte, gehörte einer der unteren Dämonenkategorien an. Zamorra hatte mit seinesgleichen bereits gekämpft. Und er hatte diese Kämpfe als Sieger beendet, denn die Kräfte des Lichts, die in seinem Amulett schlummerten, waren stärker als die finstere Macht dieser Unholde. Auch die Dämonen schienen das zu wissen. Sie hatten ihn gefürchtet, als er noch im Besitz des Amuletts gewesen war, hatten es nicht gewagt, ihn selbst aus dem Weg zu räumen, sondern lieber willige Werkzeuge vorgeschickt.

Zamorra handelte.

Seine rechte Hand zuckte zum noch gelockerten Hemdkragen, riß das Amulett hervor. Gleichzeitig machte er einen gewaltigen Satz auf den Dämonen zu.

Dieser war völlig überrascht, konnte den Zusammenprall nicht vermeiden. Schon preßte ihm der Professor das Amulett gegen die schleimige, grünliche Krötenstirn.

Aufbrüllend wie ein angeschossener Elefant stürzte der Dämon zu Boden. Aber Zamorra ließ sich nicht abschütteln. Wie eine Klette saß er dem Scheusal im Nacken. Unerbittlich hielt er den Kontakt zwischen Amulett und Dämonenschädel aufrecht.

Lichtblitze zuckten aus dem Talisman, bohrten sich wie Messer in den Kopf der höllischen Kreatur.

»Aufhören!« schrie der Dämon. »Ich flehe dich an, Meister des Übersinnlichen!«

Der Unhold hatte Zamorra also jetzt erkannt. Der Professor sah dies nicht einmal als Nachteil an. Ohne den Kontakt zu lockern, fragte er den Dämon: »Warum habt ihr es getan? Warum habt ihr den Bürgern von Limaux eure perverse Lebensweise aufgezwungen? Antworte!«

Der Dämon antwortete. Er gab an, daß er und seine höllischen Kumpane in der Welt des Jenseits nur eine untergeordnete Rolle spielten, daß sie von den Dämonenfürsten geknechtet und unterdrückt wurden. Auch sie wollten einmal herrschen. Und deshalb hatten sie das Diesseits aufgesucht, um endlich auch einmal diejenigen zu sein, nach deren Pfeife alles tanzte.

»Was ist mit den Menschen geworden, als deren Ebenbild ihr euch ausgebt?«

»Wir mußten sie töten.«

»Schändliche Kreatur!« knirschte der Professor.

»Es tut mir leid«, wimmerte der Dämon. »Gnade, Meister des Übersinnlichen.«

Das Licht des Amuletts trieb ihn langsam, aber sicher in den dämonischen Wahnsinn. Aber Zamorra war noch nicht fertig mit ihm.

Er wußte, daß es nicht so einfach möglich war, die Grenze zwischen den Welten nach Belieben zu überschreiten. Die Dämonen mußten ein magisches Hilfsmittel besitzen, das ihr Bleiben im Diesseits gewährleistete.

War es der fünfeckige rote Stein im Safe Verlaines?

Zamorra stellte dem Dämon eine entsprechende Frage. Und der, in seiner qualvollen Panik, bestätigte Zamorras Theorie. Ja, der Pentagrammstein spielte eine entscheidende Rolle.

»Jetzt habe ich dir alles gesagt!« schrie der Unhold. »Nun verschone mich, Meister des Übersinnlichen.«

Der Professor war kein Sadist. Er löste das Amulett vom Schädel des Scheusals.

Das war ein Fehler. Kaum eine Sekunde später erschienen sechs, sieben, acht andere Dämonen im Raum. Der Krötenköpfige hatte den ersten Augenblick der Befreiung von Zamorras Amulett benutzt, um seine höllischen Brüder zu Hilfe zu holen.

Die Lage war äußerst kritisch für den Professor. Mit dieser Übermacht konnte er es trotz seines Amuletts nicht aufnehmen. Es gab nur eine einzige Möglichkeit für ihn.

Er zögerte keinen Sekundenbruchteil. Wie eine Stahlfeder schnellte er hoch. Im nächsten Augenblick war er am Fenster und riß den Vorhang zur Seite. Die Straße lag etwa fünf Meter unter ihm. Und das war keine Höhe, die ihn schreckte.

Mit dem Fuß fetzte er das Glas aus dem Fenster. Im nächsten Moment sprang er.

Hart kam er auf dem Straßenpflaster an. Die alte Zerrung in seinem Oberschenkel schmerzte teuflisch. Aber darauf konnte er jetzt keine Rücksichten nehmen. Die Zähne zusammenbeißend rappelte er sich auf und jagte auf das Nebenhaus zu.

Keine Zeit war zu verlieren. Wieder schlug Zamorra eine Fensterscheibe ein und zwängte sich in die Wohnung Verleines. Er hetzte durch den Raum — es schien die Küche zu sein — und kam in den Flur. Dann war er im Herrenzimmer.

Noch waren die Dämonen nicht zur Stelle. Aber es konnte nur noch Sekunden dauern, bis sie seine Absicht errieten.

Mit fliegenden Fingern fummelte er am Zahlenschloß des Safes herum. Die Tür schwang nach außen.

Und dann kamen die Dämonen. Die Luft flimmerte, als sie sozusagen aus dem Nichts materialisierten.

Zamorras Rechte, die noch immer das Amulett umklammert hielt, fuhr in den Safe. Diesmal leisteten sein Geist und sein Körper keinen Widerstand. Die Kraft des Amuletts war mit ihm.

Noch gloste der Pentagrammstein in dämonischem Rot. Zamorra drückte das Amulett gegen das Werkzeug der Hölle. Und schon trat

Wirkung ein. Wieder zuckten Lichtblitze aus dem Amulett und fuhren in den Stein der bösen Mächte. Dieser verfärbte sich, wurde blasser und blasser.

Die Dämonen stimmten ein vielstimmiges, schauerliches Geheul an. Sie hatten erkannt, daß sie zu spät gekommen waren.

Immer mehr wich die Farbe aus dem Pentagrammstein, als die Kräfte des Lichts seine höllischen Energien vernichteten.

Dann war es soweit. Das Werkzeug aus der jenseitigen Welt war nur noch ein schmutzig-grauer Gesteinsbrocken, wie man ihn in jedem Flußbett finden konnte — abgesehen von seiner ebenmäßigen Form.

Das Schreien und Toben der Dämonen hatte aufgehört. Sie waren verschwunden — zurückgeschleudert in die Dimension, in die sie gehörten.

Zamorra trat ans Fenster, blickte hinaus auf den Marktplatz. Er lächelte.

Selten hatte er so viele verlegene Menschen gesehen.

Dann ging er, um Nicole zu fragen, ob sie immer noch tanzen und singen wollte. Aber das glaubte er eigentlich nicht.

ENDE